

006

002a

Rubr. III. No. 11 A.

Rubr. *VI*

No. *526*

Landschullehrer-Bibliothek

zu

Cöthen.

2

Moralischer Unterricht
in
Sprichwörtern,
durch
Beispiele und Erzählungen
erläutert
für die Jugend,
von
Sylvester Jakob Namann,
Pfarrer zu Zimmern supra bei Erfurt.



Zweites Bändchen.

Zweite verbesserte Auflage.

Erfurt 1801
bei Georg Adam Keyser.

Erstlich die

Christliche

Lehre

der die Jugend

Christliche

Lehre

Lehre



Vorrede.

Wesentliche Veränderungen hat diese zweite Auflage nicht erlitten, aus dem ganz natürlichen Grunde, da vielleicht dieses Buch hier und da zum Vorlesen in der Schule gebraucht wird, und die Kinder irre gemacht werden würden, wenn das eine die alte und das andere die neue hätte. Das pädagogische Publicum hat ja schon jener seinen Beifall geschenkt, warum sollte ich ihn nicht auch von dieser erwarten? Ich bemerke dieses darum, weil ein Rez., ich weiß nicht mehr, in welchem gelehrten Blatte, einige Veränderungen, in Rücksicht des historischen Vortrags, wünschte. So gern ich mancher Erzählung eine Aenderung gegeben hätte, um die Forderungen der Aesthetik mehr zu befriedigen, so wenig war mir das aus obigem Grunde verstatet. Wenigstens war es der Wunsch des Hrn. Verlegers, daß so viel als möglich diese Auflage mit der erstern übereinstimme. Uebrigens wün-

* 2

sche

sche ich noch, daß Eltern, Erzieher und Lehrer, wie ich schon bei der ersten Auflage bemerkt habe, das Sprichwort: Die Morgenstunde hat Gold im Munde, zum Nutzen der ihnen von der heiligen Vorsehung anvertraueten Kinder, recht beherzigen mögen, da das Frühaufstehn, unter der Bedingung, daß Kinder sich zeitig zu Bette legen, weil sie zur Stärkung ihrer physischen und moralischen Kräfte eines hinlänglichen Schlafes bedürfen, auf die Gesundheit einen wichtigen Einfluß hat. Auch in einer andern Rücksicht hat es seinen großen Vortheil, den ich verständigen Eltern und Erziehern nicht erst zu entwickeln brauche, da schon durch dieses Mittel einem häßlichen Laster, über das ehedem so viele wackre Männer laute Klage führten, vorgebeugt werden kann. Jetzt wird weniger davon gesprochen. Sollte das ein gutes Kennzeichen seyn?

Der Verfasser.

Stn

Inhalt.

	Seite
I. Mit dem Hute in der Hand, kömmt man durch das ganze Land	1
II. Frau, schau, wem?	16
III. Mit Schaden wird man klug	30
IV. Wer die Augen bei sich hat, stospert nicht	32
V. Einen Hund verhehlen, ist so gut, als stehen	35
VI. Wie man glaubt, so geschieht einem	39
VII. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn	59
VIII. Es ist nichts zu klar gesponnen, es kömmt doch endlich an die Sonnen	65
IX. Ein Handwerk hat einen goldnen Boden	71
X. Wer nicht hören will, muß fühlen	78
XI. Lotterieloose sind Eingangszettel ins Arz- menhaus	80
XII. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß	87
XIII. Wer die Wahrheit geigt, dem schmeißt man den Fiedelbogen um den Kopf	94
XIV. Auf eine Lüge gehört eine Ohrsetze	100
XV. Was ich nicht weis, macht mich nicht heiß	106
XVI. Lust und Liebe zu einem Ding, ic.	118
* 3	XVII.

	Seite
XVII. Kehre erst vor deiner Thür, dann hilf dem Nachbar	123
XVIII. Lange gehungert, heißt nicht Brod gespart	128
XIX. Trägheit geht langsam voran, und Ar- muth hinter drein	132
XX. An Gottes Seegen, ist alles gelegen	133
XXI. Unfall will seinen Willen haben	139
XXII. Nach dem Regen scheint die Sonne	159
XXIII. Allzuviel ist ungesund	164
XXIV. Ein junger Soldat, ein alter Bettler	170
XXV. Es ist kein Unglück so groß, es ist wieder ein Glück dabei	178
XXVI. Eile mit Weile	186
XXVII. Ochsen muß man schön, aus dem Wege gehn	189
XXVIII. Die Morgenstunde, hat Gold im Munde	190

Mit dem Huthe in der Hand,

Kömmt man durch das ganze Land.

Herr Kronmann empfahl seinen Kindern gegen jeden, sey er wer er wolle, ein Hofrath oder ein Bauer, höflich zu seyn, weil ein höfliches mit Artigkeit verbundenes Betragen uns allgemein beliebt mache. Es versteht sich aber von selbst, daß er auch Rechtschaffenheit und Tugend damit verbunden haben wollte; sonst — setzte er hinzu — ist Höflichkeit nur eine Maske, unter der sich der Betrüger und Heuchler verbirgt, um den gutmüthigen und ehrlichen Mann desto besser zu hintergehen. Doch, meinte er, zeichne sich ein solcher gar bald aus, weil er nur Tugenden eines gewissen Thieres an sich habe, von dem man zu sagen pflege, daß es vorn schmeichle und lecke, hinter den Rücken aber beiße und krahe. Eine solche Höflichkeit mahlte er jederzeit seinen Kindern mit den schwärzesten Farben ab.

Sprichw. I. B.

H

Er

Er selbst war der höflichste Mann, und verband mit dieser äußerlichen Tugend zugleich alle die innern, die uns bei allen Menschen wohlgefällig machen, nämlich Güte des Herzens und einen richtigen Verstand, den er selbst durch Fleiß und Erfahrungen ausgebildet hatte. Es konnte also seinen Kindern nicht schwer fallen, auch das, was er war, zu werden, weil sie so ein empfehlendes Beispiel an ihm hatten, nach welchem sie sich bilden konnten. Sie waren auch wirklich allenthalben als artige und wohlgezogene Kinder bekannt, und wurden von Armen und Reichen geliebt. Doch Fritz, sein ältester Sohn, fehlte oft aus Mangel der Aufmerksamkeit, und aus einem kleinen Stolz, den er besaß, gegen die Regel seines Vaters:

Mit dem Huthe in der Hand,

Kömmt man durch das ganze Land.
das heißt: wenn man höflich, artig und bescheiden gegen andre Menschen ist, so kömmt man weit eher durch die Welt, als wenn man das Gegentheil das von thut.

Einst gieng Herr Kronmann mit seinen Kindern spazieren, und belehrte sie durch Erzählungen, Geschichten und Beyspiele über mancherley, was ihren Kopf aufklären, und ihr Herz bessern konnte. Der schöne Frühlingstag, der an diesem Tage alle Bewohner der Stadt zu einem Spaziergang einlud, überredete sie, sich unter einen Baum zu lagern, der am

am Fuße des Berges war, und vor dem eine Straße vorbeiging, die viele Menschen passirten. Da kam auch ein, dem Anscheine nach, armer, aber reinlich gekleideter Mann, gegangen, welcher ihnen zusprach. Alle dankten ihm, außer Fritz nicht, der sich noch mit der letzten Erzählung beschäftigte, und vor sich mancherlei Bemerkungen machte.

“Fritz, sagte der Vater, hast du dich denn schon wieder vergessen? Der Mann hat uns zugesprochen, und du hast ihm nicht einmal gedankt.“

Fritz glaubte seinen Fehler dadurch zu verbessern, daß er sagte, es sey doch wohl nur ein Bettler, vor dem man nicht nöthig habe den Huth abzuziehen.

“Fritz! Fritz! erwiederte der Vater. Was war das einmal für eine alberne Entschuldigung. Ist ein Bettler nicht auch ein Mensch? Wenn du nun des armen Mannes Sohn wärest, was wärest du da? Die Geschwister waren ebenfalls über ihn ungehalten, und das kleine Lottchen sagte: „Weißt du denn nicht mehr, daß mir neulich, da mich so sehr durstete, auch ein armer Mann ein Glas Wasser gab?“

Fritz wurde beschämt und gestand ein, daß er gefehlt habe.

Vater. Erzähle mir doch einmal die Geschichte, die du neulich gelesen hattest, von dem ehe-

maligen Gouverneur in Virginien, William Goel.

Fritz (beschämt). Der Gouverneur sprach einst mit einem Kaufmann, als ein Sklave vorbeigien, der sie grüßte. Der Gouverneur dankte ihm sehr höflich. Was! sagte der Kaufmann, Sie erniedrigen sich so weit, einen Sklaven zu grüßen?

Vater. Und die Antwort?

Fritz. Warum nicht? Ich möchte mich doch von einem Sklaven nicht gern in der Höflichkeit übertreffen lassen.

Vater. Nun? du lobtest neulich den Gouverneur so sehr, und doch ahmest du, der du nur noch ein Knabe bist, und dich noch lange nicht mit einem Gouverneur vergleichen kannst, sein schönes Betragen nicht nach? Die Antwort, die du gabst, war eben so stolz und hochmüthig, als des Kaufmanns Frage. Ein Bettler ist bei uns noch etwas mehr, als ein armer Sklave in Virginien. Jener ist so gut ein Bürger im Staate, als ich, und genießt mit mir gleiche Rechte und Freiheiten. Und wenn auch das nicht wäre, so ist er doch ein Mensch, vor dem man jederzeit Achtung haben muß, weil er auch zu der allgemeinen Menschenfamilie gehört, wovon ich, und du, und wir alle Glieder sind. Der Vater dieser Familie ist Gott.

Indeß sie noch so sprachen, kam der nämliche Mann zurück, und auf sie los. "Ich habe hier, sagte

sagte er, einen seidnen Beutel mit Gelde gefunden; Vielleicht gehört er einem von Ihnen zu.“ Mienehen rief gleich: “er ist meine, er ist meine, ich habe ihn verlohren!“ Der Vater sahe Fritz an, und Fritz wurde feuerroth. “Guter Mann, sprach Herr Kronmann, er soll vielmals bedankt seyn; hier hat er ein Trinkgeld.“

Unbekannter. Mein! das nehme ich nicht an. Es wäre sonst, als hätte ich ihn bloß aus dieser Absicht zurückgebracht. Ueberdem sehe ich, daß es viel zu viel ist. Nehmen Sie mir es nicht übel, mein Herr, für eine Menschenpflicht muß man sich niemals bezahlen lassen. Was einem andern gehört, ist nicht meine: und eines Fremden Eigenthum muß man jederzeit zurückgeben, ohne sich dafür bezahlen zu lassen.

Kronmann. Er hat ja aber doch zurückgehen müssen. Das hätte er ja nicht nöthig gehabt.

Unbek. Sagen Sie doch von der Kleinigkeit nichts. Es würde mir auch wohlthun, wenn mir etwas Aehnliches begegnete, und man brächte mir mein verlohrenes Eigenthum zurück. Sie wissen wohl, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

Kronm. Guter Mann! Ich will ihn nicht für seine edelgedenkende Gesinnung bezahlen. Es soll nur ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit, und wenn er will, meiner Liebe seyn.

Unbek. Nun, die letzte will ich annehmen, aber die erste nicht; wenigstens auf diese Art nicht.

Mit einem Worte, der arme, von Frizen so verachtete Mann nahm nichts. Als dieser nun fort wollte, so bat ihn Herr Kronmann, noch einige Minuten zu verweilen. Er erkundigte sich, wo er her wäre, und wer er sey. "Ich bin, antwortete jener, ich bin jetzt in dem Dorfe da (er wies mit der Hand hin) weiter nichts als ein Bauer, der sich von seiner Hände Arbeit und von dem wenigen Eigenthume, das ihm seine Eltern hinterlassen haben, ernährt. Ich besitze aber genug, um mein tägliches Brod zu haben, weil ich gewohnt bin, sehr einfach, sparsam und mäßig zu leben. Die jungen Leute im Dorfe, setzte er lächelnd hinzu, nennen mich nur den Professor Jochen. Ich heiße aber Joachim Fröhlig."

Professor? fragte Wienchen schalkhaft. Nun so bleiben Sie doch noch ein wenig, Herr Professor, und erklären Sie uns etwas.

Seht doch, das kleine lustige Ding, antwortete er, das könnte ich wohl, aber die Zeit erlaubt mir nicht, ihre Bitte zu gewähren. Es geht auf den Abend los, wo meine Hausgenossen auf mich lauren, und von mir ihr Abendbrod erwarten.

Friz. Wer sind denn diese?

Fröhlig. Eine Kuh, eine Ziege, und ein getreuer Hund.

Friz.

Friz. Nun! die könnten ja wohl noch ein wenig warten?

Fröhlig. Nein! junger Herr. Die erstern geben mir Nahrung, und der letzte bewacht, indeß ich nicht zu Hause bin, mein kleines Eigenthum. Es wäre daher ungerecht, sie ohne Noth hungern zu lassen.

Christoph. Nur noch eine Frage lieber Mann!

Fröhlig. Und die wäre?

Christoph. Warum heißt man ihn denn Professor?

Fröhlig. Diese will ich ihnen noch beantworten. Vor meinem Hause steht eine große Linde, unter diese setze ich mich zuweilen des Sonntags oder in den Abends und Feierstunden. Da kömmt denn das kleine Bölkchen im Dorfe zu mir, und plagt mich, das ich ihm was erzählen soll, welches ich auch herzlich gern thue. Weil ich mich nun in meiner Jugend um alles bekümmert habe, was mir merkwürdig zu seyn schien, und mich klug und verständig machen konnte, so weiß ich von den meisten Dingen, um die es mich fraget, Bescheid zu geben. Daher heißt es mich nur den Professor. Wollen Sie nun meinem Collegium auch einmal beiwohnen, so kommen Sie zu mir.

O ja, riefen alle, wenn es der liebe Vater erlaubt. Dieser willigte gern darein. Die Kinder nahmen den herzlichsten Abschied von ihm, und thaten, als wäre er ein Oheim oder sonst ein naher

Anverwandter von ihnen. Sie brachen nun auch auf, und giengen nach der Stadt zurück, zufrieden über die Unterhaltung, die sie gehabt hatten, und voller freudigen Erwartung auf den Besuch, den sie mit nächsten zu geben Willens waren. Dieser Vorgang gab dem Herrn Kronmann noch Gelegenheit, auf das vorige Kapitel zu kommen. Nun Friz, sagte er, wie steht es mit dem Pettelmann?

Friz. O lieber Vater! Erinnern Sie mich nicht mehr an meinen Fehler. Es thut mir in der Seele weh, daß ich so unbesonnen geurtheilet habe.

Vater. Es soll mich freuen, wenn du klüger wirst, und durch die Erfahrung lernst, daß auch unter einem groben Rittel ein edles Herz schlagen kann. Es ist eine große Einfalt, darum einen Menschen zu verachten, weil er nicht reich gekleidet ist. Du hast jetzt gelernt, daß auch der ärmste Mann, der oft von hochmüthigen und einfältigen Menschen über die Achsel angesehen wird, uns dienen und gesällig seyn kann.

Adolph. O ja! wie der arme Mann, der von einem Amtmanne erhalten wurde.

Lottchen. Was ist denn das für eine Geschichte?

Adolph. Hast du es denn nicht in dem schönen Sittenbüchlein gelesen, wie er einst hinter einem Busche, bei dem er sich niedergesetzt hatte, von fremden Kerlen, ohne von ihnen bemerkt zu werden, hörte, daß sie dem Amtmanne die Scheune ansteckten

ten, und dann unter dem Lärmen stehlen wollten? Das sagte er seinem Wohlthäter dem Amtmanne, und da wurden die Spitzbuben bei der That erhascht.

Die Kinder wurden nun insgesamt in dem Vorsatze bestärkt, künftig gegen jeden, er sey, wer es wolle, sich höflich zu betragen, weil dieses nicht nur beliebt mache, sondern es auch niemand wisse, wie nützlich uns oft der ärmste Mensch seyn könne; und wenn auch das weiter gar keinen Vortheil brächte, so verdiene schon jeder Mensch darum höflich und achtungsvoll behandelt zu werden, weil er ein Mensch sey.

Christel war bei der Mutter zu Hause geblieben, und war ganz voller Verwunderung, als seine Geschwister alle um ihn herumhüpften, und ihm erzählten, daß sie bald den Hrn. Prof. Fröhlich in Wilhelmsdorf besuchen wollten: der Vater habe es erlaubt, und sie würden ihren Besuch nicht lange aufschieben. Dieser wußte nun gar nicht, was das bedeuten sollte, nahm aber den herzlichsten Antheil an ihrer Freude, als er näher darüber belehrt wurde. Sie unterhielten sich noch den ganzen Abend von dem braven Bauer, und hatten ihn schon so lieb gewonnen, daß er beständig unter dem Nahmen der liebe Fröhlich, der gute Professor vorkam.

Die kleine Lotte fragte jeden Tag, ob der Pappa nicht bald nach Wilhelmsdorf mit ihnen gehen wolle? Er mache auch gar zu lange. Der

Hr. Prof. könne gar glauben, sie hätten ihn vergessen, oder sie wüßten nicht zu leben, und was dergleichen Plaudereyen des kleinen Mädchens mehr waren. Die übrigen Kinder stimmten dann in ihre Bitte mit ein, ihnen doch ja bald die Freude zu machen. Kinder, sagte der Vater, wir können das nicht eher thun, als auf einen Sonntag; denn sonst versäumen wir den guten Mann.

Nun ja, antwortete Lottchen, auf den Sonntag, und hüpfte, und sprang immer in der Stube herum.

Der Sonntag kam, und siehe da, es regnete. Da waren sie alle recht mißvergnügt und ungehalten auf das böse Wetter, wie sie sich ausdrückten. Es wird einem doch immer alle Freude verdorben, sagte Fritz.

Vater. Fritz! vergißt du dich schon einmal wieder? du weißt, wie lange die Landleute auf einen Regen gehofft, und wie sehulich sie ihn gewünscht haben. Warum denn das?

Fritz. Vermuthlich, weil die Früchte einen sehr nöthig haben.

Vater. Und du wolltest über diese Wohlthat Gottes ungehalten seyn, weil dir dadurch eine kleine Freude verdorben wird?

Fritz schlug sich vor die Stirn und sagte: es ist wahr, das war wieder einmal ohne Kopf geredet.

Der folgende Sonntag kündigte den prächtigsten Frühlingstag an. Als nun die Kinder früh in die Stube traten, ihren guten Morgen gewünscht hatten,

ten,

ten, und der Vater sie freundlich anblickte, so war ihre erste Frage: Wir gehn heute doch noch nach Wilhelmsdorf? Nun! macht euch nur fertig, erwiderte Hr. Kronmann. Wir wollen bald gehen, um noch daselbst in die Kirche zu kommen.

Das war eine Freude. Eins lief gegen das andre. Mama, schrie Lotchen, geschwind ziehen Sie mich an, daß ich bald fertig werde. Wie will ich dem Alten die Backen klopfen, daß er uns was erzählen soll. Liebes Mütterchen! Sie gehn doch auch mit? Nicht? — Doch ja! Machen Sie uns doch die Freude! Es ist gar ein hübscher Mann! — Das Mäulchen gieng wie eine Klappermühle.

Ehe eine halbe Stunde vergieng, war alles reisefertig. Hr. Kronmann hatte schon die Magd mit allen möglichen Victualien vorangeschickt, um theils den guten Fröhlig nicht in Verlegenheit zu setzen, theils auch für den Wagen etwas anzutreffen, der oft gar ein ungestümer Gläubiger ist, und sich durch nichts abweisen läßt, als wenn er bezahlt und befriediget wird.

Wilhelmsdorf war ohngefähr eine gute Stunde von der Stadt, zwar nicht groß, aber sehr reinlich, und meist von hübschen Bauersleuten bewohnt. Fröhlig, der viel dazu beitrug, daß seine Mitnachbarn gescheute Bauern waren, und oft mehr Lebensart und Kenntnisse in mancherlei Sachen hatten,

ten, als manche gepuderte Herrchen in der Stadt. Fröhlig freute sich auf die liebe Familie, die er bei seiner ersten Bekanntschaft schon lieb gewonnen hatte. Er gieng ihr eine Strecke entgegen, und kaum wurde er von den Kleinen erblickt, als sie alle auf ihn zueilten, und ihm recht herzlich die Hände drückten. Nachdem nun der erste Morgengruß vorbei war, so gieng es schon an ein Fragen, was dieß und jenes auf den Aeckern sey? Er befriedigte ihre Wißbegierde sehr gut. Fritz besonders bekam viele Achtung vor ihm, da er ihm alles so klar und deutlich machte. Dies, sagte Fritz, ist also Flachs? Nichtig, antwortete er, aber jenes da?

Fritz. Das weiß ich nicht.

Fröhlig. Bonum gracum.

Fritz. Was ist das?

Fröhlig. Siebenzeiten — und dies Anis. Nehmen Sie sich in Acht, daß es Ihnen nicht geht, wie vor dem Jahre einem ziemlich großen Jüngferchen aus der Stadt.

Fritz. Nu! wie gieng es ihr?

Fröhlig. Ich führte sie auch aufs Feld, und zeigte ihr den Flachs. Neben dem Flachsstücke waren Linsen. "Vermuthlich, sagte sie, ist das da Werg?"

Die Kinder lachten laut auf, und konnten gar nicht begreifen, wie ein Mädchen so unwissend seyn könne

Wonne, daß sie nicht einmal die Entstehung des Bergs kenne. Darüber, antwortete er, dürfen Sie sich nicht wundern. Viele Menschen kennen die allgemeinsten Dinge nicht, weil sie sich um nichts bekümmern, und ganz gleichgültig bei den Früchten der Natur vorbeigehen.

Endlich kamen sie insgesamt in dem Dorfe an. Die Kinder, die ihnen hier begegneten, sprachen ihnen sehr höflich zu. Hr. Kronmann machte die Seinigen aufmerksam darauf, und lobte das höfliche Betragen der Bauerskinder. Ja! sagte Fröhlig, ohne mich zu rühmen, ich habe sehr viel dazu beigetragen. Sonst waren sie es auch nicht. Wenn ich ihnen aber manchmal von meinen Schicksalen, die mir in der Welt begegnet sind, erzählte, so lehrte ich sie jederzeit, daß man durch Höflichkeit weit eher in der Welt sein Fortkommen finde, als durch Grobheit und ein ungesittetes Betragen. Das Sprichwort bleibt immer wahr:

Mit dem Huthe in der Hand

Kömmt man durch das ganze Land.

Eben dieses, sagte Christel darauf, hat uns unser guter Vater empfohlen. Und ich finde das auch ganz natürlich.

Das Häuschen, das Fröhlig bewohnte, war zwar klein aber reinlich und nett. Er brachte zum Frühstück einen ganzen Zeller voll der schönsten Äpfel, die er vom vorigen Jahre noch erhalten hatte,
und

und sie schmeckten der Reisegesellschaft recht herrlich. Nachdem sie nun in der Kirche gewesen und gegessen hatten, setzten sie sich unter die Linde, die sie schon aus seiner ersten Erzählung kennen gelernt hatten. Kaum waren sie da, als mehrere Kinder aus dem Dorfe sich sehen ließen, aber aus Bescheidenheit und einer gewissen Ehrerbietung sich nicht näher zu gehen getrauten.

Fröhlig bat den Hrn. Kronmann, diese Kinder an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen, und dieser gab gern seine Einwilligung dazu. Ein Wink von Fröhlig — und sie waren alle da.

Nun gieng es an ein Plaudern und Erzählen, an ein Fragen und Antworten, an ein Scherzen und Lachen, daß alle insgesamt recht vergnügt waren. Die Kinder im Dorfe antworteten so klug und fragten so bescheiden, daß Hr. Kronmann und die Seintigen sich über den Verstand derselben sehr wunderten, und den alten Fröhlig deswegen allen Beifall schenkten. Bald waren die Erzählungen ernsthaften, bald lustigen Inhalts.

Ein finstrier und zuweilen grober Amtmann, erzählte Fröhlig, kam in ein Dorf, und tadelte mit Ungeßüm und Hitze einen Hirtenknaben, daß er nicht verstände, die Schaafse auf die rechten Oerter, wo die besten Kräuter für sie wären, zu treiben, und schalt ihn dabei sehr aus. Am andern Tag fuhr der Amtmann irre und traf eben diesen Knaben,

Knaben, mit seiner Heerde, hinter einem Berge an. „Mein Sohn, rief er, wo geht denn der rechte Weg nach Winkel?“, „Nach Winkel, fragte der Knabe? Wußte er doch, Hr. Amtmann, gestern alles besser, da mag er ja auch wohl wissen, wo der Weg hingehet.“ Vermuthlich würde der Knabe gleich willfährig gewesen seyn, wenn der Amtmann ihn nicht des Tages vorher so grob behandelt hätte. Denn auch der Aermste kann Grobheiten nicht vertragen, hingegen durch gute Worte, zu allen möglichen Gefälligkeiten überredet werden.“

„Merke das hübsch, sagte Hr. Kronmann zu Fritzzen.“

„Neulich kam, fuhr Fröhlig fort, ein Herr mit einem Bedienten geritten, und fragte einen Bauer ziemlich grob, ob das der rechte Weg nach der Stadt sey? Ich weiß es nicht antwortete dieser, und ließ ihn halten. Der Bauer gieng weg. Das durch klug gemacht, wendete sich der Fremde kurz darauf zu einem andern, der eben aus dem Dorfe kam, und sagte ganz höflich: lieber Freund, will er denn nicht so gut seyn, und mir sagen, ob ich hier auf dem rechten Wege nach der Stadt bin? Nein! war die Antwort. Sie müssen hier hinreiten. Warten Sie, ich will ein wenig mitgehen. Der Fremde lernte vermuthlich, daß man mit einem höflichen Betragen eher durch die Welt kömmt, als
durch

durch entgegengesetztes. Ich wenigstens habe immer diese Regel bewährt gefunden, und mich bei der Ausübung derselben sehr gut gestanden. Wollen Sie einem alten Manne glauben, der durch mancherlei Erfahrungen klug geworden ist, so bezeugen Sie sich nicht nur höflich gegen Größere und Vornehmere, sondern auch gegen Geringere, und Sie werden dann manche Unannehmlichkeit weniger und manche Freude mehr haben.

Die ganze kleine Familie versprach es nicht nur Fröhlichen, sondern auch ihren guten Eltern bei Hand und Mund.

Am Abende kehrten sie vergnügt zurück, und erinnerten sich oft an das Sprichwort:

Mit dem Lütche in der Hand

Kömmt man durch das ganze Land.

II.

Frau[?], schau[?], wem?

Höflichkeit ist zwar für jeden jungen Menschen die schönste Empfehlung, sie kostet kein Geld und bringt doch viel ein; allein es ist noch nicht hinlänglich mit ihr allein durch die Welt zu kommen. Das zu gehöret nun noch vorzüglich Vorsicht und Klugheit.

Es ist kein Wunder, wenn junge Leute, die mit den Tränken und Listen der Welt noch nicht bekannt sind,

sind, in das von dem Boffwichte oder von dem
verstellten Freunde gelegte Ney gelockt werden;
da oft durch Schaden klug gewordene und Aeltere
so leicht hintergangen werden. Besonders müß-
sen sich Jünglinge, sie mögen in einem Berufs-
stande leben, in welchem sie wolen, auf Diesseit
vorsichtig betragen. Bald fallen sie niederträch-
tigen Werbern in die Hände, bald sogenannten
Seelenverkäufern; wie z. B. in Amsterdam
und Altona, bald Spitzbubern und Gaunern,
die sich insgesamt unter verstellter Höflichkeit und
Freundschaft in das noch unerfahrne und sorglose
jugendliche Herz einzuschmeicheln wissen.

Tausend Schlingen sind dir, liebe Jugend,
gelegt, in welchen man dich fangen will. Sey vor-
sichtig und traue keinem, den du noch nicht genau
kennst! Du hast eben nicht nöthig, jeden dir Unbe-
kannten für einen schlechten Menschen zu halten,
sondern laß nur dich nicht gleich in eine zu genaue
Bekanntschaft mit ihm ein, bis du deutliche Pro-
ben seiner Rechtschaffenheit von ihm hast. Ich stelle
dir einige Geschichten zum Beispiete dar, die dich
zur Vorsicht ermuntern werden.

Ich war hier einmal des Abends in einem Gasts-
hose, um daselbst nach vollbrachter Arbeit einige
Unterhaltung zu finden. In diesem logirte ein
Kaufmann, der von Leipzig nach Frankfurt reiste.
Ein Handwelebursch, der aus der letzten Stadt
Sprichw. II. B. B war

war und gern dahin wollte, aber zu Fuß nicht konnte, weil er sehr kränklich war, und ihm eine eigne Fuhre zu hoch zu stehen kam, befand sich auch daselbst. Dieser bat nun den Kutscher, ihn doch mitzunehmen, und versprach ihm einen Carolin Trinkgeld. „Ich wäre es wohl zufrieden, sagte er, aber ich glaube schwerlich, daß es mein Herr thun wird; er ist gar zu eigensinnig. Doch will ich ihn halt darum bitten.“ Er kam in die Stube und brachte seine Bitte vor. „Du weißt, Schwager *), antwortete der Fremde, daß ich es gleich mit dir ausgemacht habe, niemanden mitzunehmen. Ich bezahle dir die Fuhre gut. Mit einem Worte — ich thue es nicht.“

Alle Anwesende schienen über die Hartherzigkeit des Kaufmanns betreten zu seyn.

Selbst der Wirth und andere Kaufleute, die da waren, und den Fremden gut kannten, sprachen für den armen Handwerksbursch, allein es half alles nichts, und war nur tauben Ohren geprediget.

„Sie halten mich, sagte der Fremde, da alles in ihn hineinstürmte, und für den armen Kranken bat, vielleicht für einen harten Mann, allein ich habe meine guten Ursachen dazu, warum ich nie einen Unbekannten, sey er, wer er wolle, mit auf

*) Schwager werden oft die Postillons u. dgl. aus Spas genennt, und manche thun es so gewöhnlich, daß sie gar keinen andern Namen gebrauchen.

meinen Wagen nehme. Wenn ich Ihnen meine Ursachen entdecken werde, so werden Sie vielleicht nicht mehr so strenge in ihrem Urtheile gegen mich seyn. Hören Sie mich an!

Ich machte vor einigen Jahren auch die nämliche Reise. In Eisenach traf ich des Abends in dem Gasthose zween wohlgekleidete Passagiers an. Sie speissten mit mir an einem Tische, und gaben sich für Kaufleute aus. Wir sprachen von der Handlung, von Städten, Fabriken u. dergl. und ich muß sagen, sie waren sehr bewandert in allem. Endlich kam die Rede auch auf meine Reise. Sie wußten auf eine listige Art aus mir zu locken, daß ich nach Zirschfeldt wollte. Da gieng denn ihre Reise auch hin. Se! sagte der eine, wenn es Ihnen nichts ver schläge, so könnten wir ja zusammen reisen. Wir bezahlen herzlich gern unsern Urtheil, und hätten den Vortheil noch, daß wir unsere Reise in einer angenehmen Gesellschaft machten. Ich war auch gleich bereit, den Vorschlag einzugehen. Wir fuhren also zusammen in einer Kutsche. Am andern Tage kamen wir des Abends in einen Wald, wo immer ein Kerl um die Kutsche herum lief. Meine Herren, sagte der Postknecht, seyn Sie auf Ihrer Huth! hier ist es nicht richtig. Darauf kamen mehrere. Ich griff nach meinen Pistolen, und ermunterte meine Begleiter, das nämliche zu thun. Bemühen Sie sich nicht, sagte der eine von meinen Reisegefährten

indem er mir in die Arme fiel, es sind unsere Kameraden. Geben Sie nur Ihr Geld her, und fahren Sie in Gottes Namen hin, wohin Sie wollen.

Sie können sich leicht das Schrecken vorstellen, das mich befiel. Was wollt ich machen? Ich mußte mich darein ergeben, so wehe mir es auch that. Sie nahmen mir alles ab. Nun! Wollen Sie mich noch eigensinnig und härtherzig nennen? Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer!

Ich will nun nicht weiter in Sie dringen, fieng der Wirth an. Es ist freilich nicht gut, daß man zuweilen die süßen Empfindungen des Mitleids unterdrücken muß. Der Handwerksbursch soll aber darunter doch nichts leiden. Ich will ihn gut pflegen lassen, ohne seinen Beutel zu schröpfen. Vor einigen Jahren war auch ein Kaufmann bei mir, der auf seiner Reise so unglücklich war. Er ist von Bremen. Einige unter Ihnen werden ihn wohl kennen. Er hieß — (er nannte seinen Namen).

Dieser reiste von Braunschweig nach Leipzig mit Extrapost. Auf der nächsten Station traf er einen Preussischen Officier an, der ihn bat, ihn mit nach Leipzig zu nehmen, indem er die Hälfte Unkosten tragen wolle. Auf die Versicherung des Wirths, daß er ihn gut kenne, ließ er es sich gefallen. Sie reisten also in Gesellschaft mit einander ab. Unterwegens nöthigte ihn der Officier zum Schnaps, welchen er aber ausschlug, weil er keinen Brand:

Brandwein trank. Der Officier versucht es mehrmals ihn dazu zu bereden, allein er schlägt es ein für allemal aus. Da sie auf die nächste Station kommen, sagt der Officier zu ihm: eine Bouteille Wein werden Sie doch mit mir trinken? Diese schlagen sie mir doch nicht aus? — Das ließ sich der Kaufmann gefallen. Sie setzen sich wieder ein, und fahren fort.

Der Kaufmann, der doch sonst den Wein gewohnt ist, kömmt so von seinen Sinnen, daß er nichts mehr hört und sieht. Auf der folgenden Station übergiebt der Officier dem Posthalter, der zugleich den Wirth machte, den für betrunken gehaltenen Kaufmann, lermt und flucht und sagt, daß er hier einen Menschen bei sich habe, der den ganzen Weg nicht nüchtern geworden sey. Er könne ohnmöglich mit einem solchen Säuser weiter reisen. Der Posthalter erstaunt, als er den Mann ins Haus tragen sieht, weil er ihn immer als einen mäßigen und nüchternen Mann gekannt hat, und hat seine Verachtung darüber. Der Officier eilt, daß er weiter kömmt. Der Wirth bringt den Kaufmann ins Bett, sieht nach etlichen Stunden nach ihm, und wisse ihn noch eben so an, als bei seiner Ankunfft. Nun wird ihm das Bedenklich. Er schickt also nach einem Arzte welcher nach genauer Untersuchung findet, daß ihm etwas Verauschendes beigebracht worden ist. Durch

seiner Nähe wurde er zwar wieder hergestellt, behielt aber Zeit seines Lebens Spuren der Schwermuth und Steifnichtigkeit an sich. Der Officier, der von seinem Regimente gejagt worden war, hatte des Kaufmanns Koffer samt allem Gelde und Papieren mitgenommen. Ich verdanke es also keinem, der sich nicht mit jedem, ohne ihn genau zu kennen, einläßt.

Es erfolgten nun stundenlange Erzählungen von Gaunerstreichen, die alle bewiesen, daß Vorsicht und Klugheit durchaus auf Reisen nöthig sey, wovon ich nur noch einige erzählen will.

Ein gewisser Schulmeister brachte seinen Sohn in das Magdeburgische auf eine Schule. Unterwegens kam ein artiger und gut gekleideter Mann zu ihm, mit dem er sich sehr gut unterhielt. Dieser gab vor, daß er auch dahin gienge, und daselbst viele gute Freunde habe. Er glaube, seinem Sohne viele Unterstützung zu verschaffen, und überließ es nur seinem Reisegefährten, ob er seine Freundschaft annehmen wolle, oder nicht. Der Schulmeister wußte nicht Worte genug hervorzusuchen, um seine Dankbarkeit dafür zu bezeugen. Ihre Bekanntschaft wurde daher immer vertrauter; allein sie kam ihm sehr theuer zu stehen; denn in der ersten Herberge hatte der Fremde ihm nicht nur die Uhr, sondern auch sein weniges Reisegeld gestohlen.

Auf

Auf solche Art werden viele Reisende hintergangen, und jeder, er sey vornehm oder gering, muß sich vorsichtig betragen, nicht gleich jedem, der ihm seine Freundschaft anbietet, trauen, und lieber im Stillen fortreisen, als sich gegen alle und jede offenherzig betragen. Denn das heißt nicht offenherzig, wenn man jedermann entdeckt, wohin man will, was man vor hat, u. dergl., das heißt geschwätzig seyn. Es ist freilich traurig, daß man für seine Gutmüthigkeit und für sein offenes Betragen so übel belohnt wird; allein in dieser Welt sind nun einmal unter den vielen guten Menschen auch böse, für denen man sich hüten muß.

Auf der Post saßen verschiedene, die nach London fahren wollten. Man sprach von Räubern, die sich in der Nachbarschaft der großen Stadt aufhalten sollten, und befürchtete einen Besuch von ihnen. "He! sagte ein junges Mädchen, bei mir sollen sie nichts finden. Ich habe meine Banknoten *) in den einen Schuh gelegt."

B 4

Raum

*) Bank, Banco, heißt gewöhnlich in großen Städten, wie in London, Amsterdam, Berlin u. s. w. ein von der Obrigkeit bestätigtes Haus, das Kaufleute und andere reiche Bürger besitzen, in welchem sie Geld ausgeben und aufnehmen, das gegen Gewinn oder Verlust an sie übergeben wird. Es ist dieses für den Handel sehr bequem, weil

Saun hatten sie von dem Wolfe gesprochen, als er schon in der Nähe war. Es erschienen Näher, die sich von den Passagieren in sehr höflichen Worten Geld oder Banknoten ausbaten, und zu gleich weil oft in einem einzigen Zettel viele tausend Thaler bezahlt werden können.

Banknoten sind nun Zettel, die von der Bank ausgestellt werden, und so viel als baar Geld werth sind. Sie gehen oft durch eine Menge Hände, ehe sie in die Bank zurückkommen. Wer nun in London eine solche Note der Bank vorlegt, bekommt so viel bezahlt, als darauf steht, er mag sie herhaben, woher er sie will. Im Handel und Wandel nimmt sie auch jeder statt baaren Geldes an. Der Dieb, der Banknoten gestohlen hat, kann sie daher leicht los werden. Denn der Name des Eigenthümers steht nicht darauf, sondern die Bank richtet sich bloß nach der Nummer. Die Banknoten werden von 10 Pfund Sterling bis zu 100,000 ausgegeben. Ein Pfund Sterling ist ohngefähr 6 Thlr. 8 gr. nach Weisung zu 3 Thlr.

Fast eine ähnliche Bewandniß hat es mit den chursächsischen Steuer Scheinen, die auch statt baaren Geldes angenommen werden. Gehen sie auf irgend eine Art verloren, so trägt der Eigenthümer den Verlust. Der Besizer eines solchen Scheines erhält von der Steuer, der er solchen vorzeigt, sein Geld, ohne daß darnach gefragt wird, woher er ihn habe: denn er ist vielleicht schon durch 100 Hände gegangen.

Zur

gleich die Versicherung hinzufügten, daß sie in Ruhe und Frieden abreisen könnten, wenn sie gutwillig hergäben, was sie an Geld und Geldeswerth bei sich hätten. In dem Falle würde weder eine Untersuchung noch Beleidigung vorkommen. Keines von den Reisenden aber wollte Geld oder Banknoten haben.

Nun! Das wollen wir sehen, was die Antwort, und machten Anstalt, eine Untersuchung anzustellen. Ein ernsthafter Mann, der, so lange er auf der Post saß, kein Wort gesprochen hatte, sieng auf einmal zu den Räubern an: "Meine Herren! das haben Sie nicht nöthig; hier das Frauenzimmer hat eine Banknote in den Schuhen."

Man kann sich leicht das Schrecken vorstellen, welches das arme Mädchen überfiel. Es mochte bitten und flehen, wie es wollte, die Banknote, die in 2000 Pfund bestand, mußte sie herausgeben.

W 5

Die

Zur noch bessern Uebersicht sehe ich hier die Abschrift eines Steuerscheins her:

Litt. A. No. 40030. 1 Tblr. (das sächs. Wappen.)

Ein Reichshaler.

Churfürstl. Sächs. Cassen - Billet worden bey den Churfürstlichen Cassen nach Maasgabe des Edicts d. d. den 6ten Mai 1772 angenommen. Dresden den sechsten Mai 1772.

Litt. A. No. 40030.

N. v. Iech

Commissarius,

I. H. Jacobi

als Buchhalter.

Die Räuber nahmen höflichst Abschied, und ritten davon. Man kann sich denken, daß das arme Mädchen nicht wenig über den Verräther aufgebracht war; allein er hörte ihre Vorwürfe gelassen an, und kam nicht aus seiner Fassung.

Einige Tage darauf erhielt das geschwätige Frauenzimmer einen Brief von eben diesem Manne, in welchem eine Danknote von 3000 Pfund lag:

„Verzeihen Sie, schrieb er, daß ich kürzlich Ihre Offenherzigkeit gemißbraucht habe. Ich war

„bei dem Anblicke der Räuber vielleicht in einer größern Verlegenheit, als Sie, indem ich

„Danknoten von 40,000 Pf. bei mir hatte.

„Wenn es zur Untersuchung gekommen wäre, so würde ich auf einmal um alles gekommen seyn. Ich that daher zu ihrem größten Ver-

„drusse, was Sie wissen, und entdeckte den Räubern den Aufenthalt Ihrer Note. Hier

„haben Sie Ihre 2000 Pf. zurück. Zur Ent-

„schädigung für den Schrecken, den ich Ihnen

„gemacht habe, schicke ich Ihnen 1000 Pf.

„Zugleich erlauben Sie mir, noch eine Erins-

„nerung hinzu zu fügen. Sie ist diese: Seyn Sie künftig auf Reisen vorsichtiger und zur-

„rückhaltender. Ich glaube schwerlich, daß Sie in einem ähnlichen Falle so glücklich zu Ihrem Eigenthume wieder gelangen werden, als jetzt.

Dars

Darinne hatte er denn nun ganz recht. Wäre er nicht ein edel denkender und rechtschaffner Mann gewesen, so würde das Frauenzimmer für ihre Schwägigkeit sehr hart bestraft worden seyn.

Nicht viel besser sind oft niederträchtige Werber, die durch tausend Rante den unschuldigen Jüngling bethören. Traue ihren süßen Worten nicht. Es sind Wölfe in Schaafskleidern.

Vor ein paar Jahren war der Sohn eines Kaufmanns von Mainz in einem benachbarten Bunde, um sich daselbst zu vergnügen. Er spielte und verlor. Um nun den Unmuth wegen des Verlusts von seiner Stirn weg zu scheuchen, trank er sich einen Rausch, der oft so manchen Jüngling in Jammer und Noth gestürzt hat. Er war in Gesellschaft eines Werbeofficers, der sich für seinen Freund ausgab, und ihn mit in sein Haus nahm, weil es zu spät war, nach Mainz zurückzukehren. Er trank ihm noch mehr zu, bis er ganz von Sinnen kam. In dieser Nacht nun packte ihn der Officier in eine Kutsche, und schickte ihn als Rekruten zu einem andern Werbeplatz, wo alle seine Einwendungen weiter nichts halfen, als daß sein Schicksal noch trauriger wurde. Zu spät bereuete er seine Spiessucht und Unbesonnenheit. Nach einem Jahre kam er wieder los, nachdem er bei einem Bestungsbaue sich außerordentlich beschädigt hatte, und trat als ein Krüppel und Bettler seine Reise nach seinem Vaterlande an, in dem

dem er einen bekümmerten Vater zurückgelassen hatte, der statt, einen blühenden Jüngling zu empfangen, welcher sonst sein Sohn war, jetzt ein elendes Gerippe umarmte.

Die andre Gattung von schlechten Seelen sind die sogenannten Seelenverkäufer, die noch schlimmer sind als Diebe, weil diese nur Geld stehlen, jene aber die Freiheit, von welcher der vortreffliche Dichter Blumauer, nachdem er sich mancherlei gewünscht hat, also singet:

Nur sey, um mich des All' zu freu'n,
 Mir noch ein Gut bescheert,
 Ein Gut — o mehr als Freund und Weib
 Und Haus und Gärthen werth —
 Die Freiheit, wenn mir die gebricht,
 So brauch' ich alles andre nicht.

Diese Unmenschen wissen in Seestädten junge Leute auf mancherlei Art an sich zu locken. Sie sind mit andern eben so niederträchtigen Menschen, besonders mit einer gewissen Classe von Wettsperren, einverstanden, welche die Jünglinge betheuern und in das Elend stürzen.

Noch einmal, lieber junger Leser! sey bei deiner Rechtschaffenheit auch vorsichtig, weil jene uns ohne Vorsicht nicht immer für Betrug schätzen kann. Redliche und Gutmüthige sind dem Betrüger am liebsten, weil sie erst durch eigne Erfahrung Vorsicht lernen müssen.

Jch

Ich kenne einen Landsmann, der noch lebt und ein künstlicher Goldschmidt ist. Er war ein braver und rechtschaffner Jüngling. Auf seiner Wanderschaft kam er auch nach Amsterdam. Unbekannt in dieser großen Stadt, gieng er aus einer Straße in die andere, bis ihn ein freundlicher Mann auf teutsch in folgenden Worten anredet: "Sie sind gewiß ein Teutscher? Es freuet mich, einen Landsmann kennen zu lernen. Wo wollen Sie hin?" Der Goldschmidt erkundigte sich nach einem Gasthause, und der verschmitzte Landsmann war so gefällig, ihm das beste und wohlfeilste zeigen zu wollen. Allein dieser freundliche Mann war ein Bösewicht, der sich von dem Unglücke seiner Landsteute nährte. Statt ihn in einen Gasthof zu führen, brachte er ihn in ein Haus, wo junge Leute zu Matrosen gepreßt werden. Noch auf dem Wege sagte eine alte Frau: "Du bist auch verlohren." Allein er verstand ihre Warnung nicht. Er wurde in eine Art von Gefängnis geworfen, und durch tausend Quaalen und Martern genöthigt, oder wie man es mit dem eigentlichen Worte nennt, gepreßt, ein Matrose zu werden. Nach vielen Jahren gelang es ihm endlich, sich in Freiheit zu setzen.

Drum merke hübsch das Sprichwort:

Trau', schau', wem?

Mit Schaden wird man klug.

Das haben wir aus dem vorigen Sprichworte gesehen. Noch täglich finden wir die Wahrheit desselben an vielen Menschen bestätigt, wenn wir nur ein wenig aufmerksam sind. Und wer das ist, wird so leicht nicht wieder in die Gefahr gerathen, in die ihn Leichtsin, Unbesonnenheit und unkluges Betragen gestürzt haben. Ein gebrannt Kind, sagt man ja, fürchtet das Feuer, oder mit Schaden wird man klug.

Wenn du also, liebes Kind, einen Fehler begangen hast, und du hast deswegen Strafe erlitten, so kannst du deinen Fehler auf keine bessere Art wieder gut machen, als wenn du dich hütest, von neuem darein zu fallen. Sey auf den ja nicht böse, der dir deine Fehler zeigt, es sey im Ernst oder Güte. Ein berühmter Mann sagte einst zu seinem kleinen Better: "Wer den Knaben, der da fehlt, nicht zurechte weiset, der haßt ihn." Und wer durch Schaden nicht klug wird, wird es niemals.

Christoph Sutor kam einmal mit seinem Freund Justus Noman in einen Garten. In diesem war ein Bienehaus voller Bieneulbe. "Sehe ja nicht zu nahe, sagte Justus, sie möchten dich

dich sonst stechen.“ Ach nein! antwortete jener, sie thun mir nichts.

“Das wohl, aber necke sie nur nicht“

Christoph horchte nicht auf die Stimme seines Freundes, und störte mit einem Stäbchen, das er in der Hand hatte, in einen Bienenkorb. Auf einmal kam ein ganzer Schwarm heraus, und zerstückte ihn so sehr, daß des andern Tages noch der Kopf ganz geschwollen war. Nach einiger Zeit kam er wieder in den Garten, nahm sich aber sehr in Acht, daß er den Bienenstöcken nicht zu nahe kam: denn er war durch Schaden Flug geworden.

Dieser nämlich Knabe konnte keinen Hund, der ihm in den Weg kam, ungeneckt lassen. Konnte er ihn nicht mit dem Stocke erreichen, so warf er mit Steinen nach ihm. Aber einmal wäre er bald um das Leben gekommen. Er schlug nämlich nach einem großen Fleischershunde, der sehr böse war. Der Hund faßte ihn bei der Brust, warf ihn zu Boden, und würde ihn zerrissen haben, wenn nicht sein Herr dazu gekommen wäre, und ihn abgehalten hätte. Von der Stunde an ließ er die Hunde ungeneckt. Er war durch Schaden Flug geworden.

Unter meinen Jugendfreunden befand sich ein gewisser Bötcher, so hieß er, der bei allen Spielen tüchtig und unternehmend war. Einst fuhren wir auf Kahnstühlen oder Knochen Schlitten auf dem Eise.

Der

Der Fluß war ausgetreten und am Rande zugefroren. Die Mitte war aber ganz offen. Bötcher fuhr immer hart an der Oeffnung weg; und wußte seinen Schlitten so geschickt zu regieren, daß er immer glücklich davon weglam. Allein seine Kunst schlug ihm einmal fehl. Er stürzte in den Fluß, schwamm lange auf einer Eisscholle herum, bis ihn der Müller mit einem Haken, der sich in einem Knopfloch anhieng, herauszog. Nun machte er sich nicht mehr so kühn: denn er war durch Schaden klug geworden.

Nur ein klein wenig Aufmerksamkeit gehört dazu, um täglich gewahr zu werden, daß der erste kleine Schaden klug macht.

IV.

Wer die Augen bei sich hat, stolpert nicht.

Dieses pflegte gewöhnlich Jacob Rath, ein alter erfahrner Greis, der von Jugend an die löbliche Gewohnheit an sich hatte, auf alles, was um und neben ihm war, zu merken, zu seinen Enkeln zu sagen, wenn jemand sich durch Leichtsin, Unbesonnenheit und Unklugheit Schaden zugezogen hatte. Es mocht ihm begegnen, was nur wollte, so richtete er sein Augenmerk darauf, und sehr selten fehlte es ihm, daß er nicht eine neue Erfahrung machte,

machte, oder in seinen Entdeckungen, die er gemacht hatte, bestätigt wurde. Dadurch erwarb er sich eine gewisse Fertigkeit, alles, was er vornahm, sehr geschickt und klug zu behandeln.

Er war daher das allgemeine Orakel *), und wenn jemand sich in eine Sache nicht finden konnte, gieng er zu dem alten Jacob Rath, der immer den besten Rath zu geben wußte.

Einst wunderte sich sein Nachbar Reidel, daß ihm alles, was er angefangen hätte, gelungen wäre. Nachbar! sagte Rath zu ihm, mein Vater pflegte immer zu sagen: wer die Augen bei sich hat, stolpert nicht. Das habe ich mir wohl gemerkt. Ich habe daher manchen Fehler vermieden, den andre machten, und sich dadurch ins Unglück stürzten. Es heißt zwar, daß man durch Schaden klug wird, ich lobe mir aber, wenn ich es durch den Schaden anderer, als durch meines eigenen werde, oder durch die Lehre, die man erhält, und durch die Aufmerksamkeit, die man haben muß. Wofür lebt man denn in der Welt, wenn man nicht klüger und verständiger werden soll? Es

*) Orakel war in den ältesten Zeiten eigentlich der Ort, wo die Heiden die Antworten und Aussprüche ihrer Götter holten, dergleichen einer zu Delphi war. Daß es Betrügerei war, versteht sich von selbst.

Sprichw. II. B.

Ⓒ

Es ist aber nicht nothwendig, daß man es durch seinen eignen Schaden wird. Warum legt er denn keinen Flachs mehr um den Ofen?"

"Ja! er kann noch fragen, antwortete dieser, weil ich dadurch bald mein Haus angesteckt hätte."

"Das hätte ich ihm, erwiederte Nath, voraus sagen wollen, wenn er mich darum gefragt hätte. Man muß nur auf alles genau merken, so wird man sich vor manchem Schaden hüten können, oder, wie mein Vater sagte, man muß die Augen bei sich haben, so stolpert man nicht. Und wer das thut, wird manchem Uebel und Unglücke aus dem Wege gehen."

"Nachbar Lintz kam im vergangenen harten Winter mit erfrorenen Händen und Füßen nach Hause, und war, wie er weiß, so unglücklich, Finger und Zehen zu verkeren. Das würde nicht geschehen seyn, wenn er nicht gleich in die warme Stube gegangen wäre. Mir begegnete es im Jahr 1740 auch, daß ich meinen Fuß erfror. So bald ich nach Hause kam, legte ich Schnee darauf, und steckte den Fuß in eiskaltes Wasser, bis alles wieder gut war. Mir hat es nichts geschadet. Das machte aber, weil ich mir die Regel gemerkt hatte: es ist nicht gut, gleich in die Wärme zu gehen, wenn man aus der Kälte kommt, oder noch schlummer, wenn man gar etwas erfroren hat."

Wäh,

Während dieses Gesprächs kamen seine Entel auch dazu, und hörten dem lieben Großvater recht aufmerksam zu. Christoph war besonders sein Liebling, weil er alles befolgte, was ihm der Großvater sagte. Er hatte daher am allerwenigsten Klagen anzubringen, da hingegen die andern sich durch ihre Fehler, die sie machten, manchen Schaden zuzogen, und nur auf diese Art klug werden wollten.

Sie wurden zwar alle größer, und auch klüger; aber Christoph war doch der Klügste unter ihnen, weil er nach dem Beispiele seines Großvaters, auf alles genau merkte, und die Fehler vermied, die andre machten, und dafür büßen mußten.

V.

Einen Fund verhehlen,

Ist so gut als stehlen.

Andreas Ertel kam mit vieler Freude zu seinem Vater gesprungen, und wies ihm einen Beutel, der voller Geldstücke war. Der Vater, ein armer Handwerksmann, erschreckt und glaubte gar, Andreas habe eine böse That begangen, doch sagte ihm

sein Herz wieder, daß er deren nicht fähig sey. Er wurde also zu folgender Untersuchung bewogen:

Vater. Wo hast du denn den Beutel mit dem Gelde her?

Sohn. Gefunden habe ich ihn, Vater.

Vater (mit bedenklicher Miene). Ist das auch wahr?

Sohn. Gewiß! Er wird doch nicht glauben, daß ich ihn gestohlen habe?

Vater. Davor behüte dich Gott.

Sohn. Ja wohl. Was wollen wir damit anfangen?

Vater. (lächelnd) Uns Aecker und Güter taufen.

Sohn. Das ist sein Spas.

Vater. Nun! was denn sonst?

Sohn. Ich will fragen, wer ihn verlohren hat, und selbtigen zurückgeben.

Vater. Nun das freuet mich, daß du so brav denkst. Aber es muß auch mit Vorsicht geschehen, sonst könnte ein Betrüger sich dessen anmaßen.

Der alte Vrtel ließ es bekannt machen, daß ein Beutel mit Gelde gefunden sey; wer beweisen könnte, daß er der Eigenthümer sey, der könne sich bei ihm Rath's erholen. Der Eigenthümer fand sich bald, und erstaunte, daß ein armer Mann so redlich dachte, und die Geldbegierde, die er auf eine so leichte Art

Art befriedigen konnte, zu unterdrücken wußte. Er bot ihm 20 Rthl. an, aber Ertel schlug sie aus. "Sie gehören, sagte er, mir so nicht, denn hier mein Andres hat den Beutel gefunden."

"Du so mache ich," erwiderte der Fremde, dem lieben Jungen ein Geschenk damit."

Andres. Ich danke Ihnen vielmals. Ich kann es nicht annehmen.

Fremder. Warum nicht?

Andres. Weil es unrecht ist.

Fremder. Wer hat dir das gesagt?

Andres. Mein Lehrer und mein Vater. Einen Fund verhehlen, ist so gut als stehlen. Wenn ich mich nun bezahlen ließ, so wäre es so gut, als wenn ich bezahlt würde, daß ich keinen Diebstahl begangen hätte.

Der Eigenthümer mochte auch sagen, was er wollte, weder Vater noch Sohn nahmen einen Pfennig an. Er wandte sich hierauf nochmals zum Vater, und that ihm folgende Vorstellung: Ich bin ein reicher Mann, habe weder Frau noch Kind, und Geld genug. Ich thue zwar hier und da Gutes, aber so recht vergnügt bin ich über meine Wohlthaten noch nicht gewesen. Jetzt würde ich es aber werden, wenn er mir das Vergnügen machte, und mir seinen Sohn als mein Kind überließ. Denn ich glaube, daß es ein braver Mann werden muß.

Wie kann ich einen Theil meines Vermögens bes-
ser anwenden, als wenn ich dem Staate einen rechts-
schaffnen Bürger erziehe. Er mag lernen, was er
will, ich will alles an ihn wenden.“

Diese Bedingung gieng denn endlich Vater
und Sohn ein. Andres ist ein glücklicher Mann,
und ist noch seinen Grundsätzen getreu. Auch er
hat schon das Vergnügen wieder, rechte gute Kin-
der zu haben.

Diese Geschichte erwähnte er selbst bei einer
Gelegenheit, wo seine Kinder einen Besuch von ih-
ren Freunden hatten. Einer von den Kleinen er-
zählte nämlich, daß von der Post ein Kistchen mit
Geld verlohren gegangen, und dem Finder 40 St.
Louisd'or versprochen worden wären, und setzte hinz-
zu: ich nahm das Geld nicht, weil diese Verspre-
chung nur eine Lockspeise für Schlecht denkende ist,
der ehrliche Mann aber läßt sich für seine Rechts-
schaffenheit nicht bezahlen.

Herr Urtel lobte die edle Denkungsart des
Jungen Mannes, und erzählte dabei seine eigne
Geschichte. Aber auch dann, fuhr er fort, wenn
man für seine Redlichkeit nicht so belohnt wird,
wie ich belohnt worden bin, so muß man immer so
denken. Nicht nur das Gefundene zurückgeben,
sondern auch nicht einmal eine Belohnung annehmen,
das ist die Denkungsart eines jeden braven Man-
nes,

nes und ich hoffe, daß ihr alle so denken werdet; wenigstens würde es mich sehr betrüben, wenn eins von meinen Kindern anders dächte.

Sie schmiegeten sich an ihn, und baten ihn, ja so was böses nicht von ihnen zu erwarten. Das war ihm eine rechte herzliche Freude. Er druckte sie mit Innbrunst an seine Brust und gab jedem zur Belohnung einen Kuß.

VI.

Wie man glaubt, so geschieh't einem.

Herr Rachmann wollte mit seiner Frau Abends an einem Sonntage bei einem seiner Freunde einen Besuch abstaten. Ehe sie fortgiengen, baten die Kinder es doch zu erlauben, daß sie einige ihrer Schulfreunde zu sich bitten dürften, um in der Abwesenheit der lieben Eltern doch auch einige Unterhaltung und einigen Zeitvertreib zu haben. "Ja" war die Antwort des Vaters, wenn ihr euch so betraget, wie ich es von euch wünsche. Erfahre ich aber, daß ihr euch unartig aufgeführt habt, dann kann ich euch eure Bitte nicht wieder gewähren."

"Da können Sie ganz ruhig seyn, lieber Vater, sagte Jacob, der in allem gern das Wort führte: Ich will schon Ordnung halten."

„Nun das werde ich sehen, erwiederte er.“
Geschwind wurde zu Carln und Rudolphem,
Ludewigen und Fritzem, und wie sie alle heißen,
geschickt, um sie nach Tische auf ein Spielchen oder
auf eine Erzählung einzuladen. Rathmans Kin-
der hatten sich schon so beliebt gemacht, daß die El-
tern der andern den ihrigen die Erlaubnis gar nicht
verfügten, weil sie keine bessere Gesellschaft für sie
wußten, als diese. Wie schön ist das nicht, wenn
man in gutem Rufe steht!

Nachdem sie alle zusammen gekommen waren,
wurde berathschlaget, ob man lieber spielen oder er-
zählen wollte. Sie konnten lange nicht übereinkom-
men. Endlich wurden Stimmen gesammelt, und
die mehresten waren für die Erzählung.

„Du, Carl, fängst an, sagte Jacob.“

Carl wollte den Anfang nicht machen, weil er
sich, wie er vorgab, nicht gleich auf ein hübsch Ge-
schichtchen besinnen könne.

„Nun gut, erwiederte Jacob, wir wollen aus-
zählen.“ Und die Zahl traf Carln.

Carl. Habt ihr denn auch von der Geschichte
gehört, die in dieser Woche vorgefallen ist?

Was für eine? schrieen sie alle.

Carl. Du hörst nur: Unsre Nachbarin die
Schneiderin ist in der Mühle, um zu mahlen. Nach-
dem sie ihre Arbeit vollendet hat, geht sie um 1 Uhr
des Nachts nach Hause. Wie sie der Kirche ganz
nah

nahe kömmt, sieht ein langer weißer Mann in der Thür. Sie entsetzt sich außerordentlich, will ausreißen, kann aber nicht; denn er fällt über sie her, setzt sich auf sie, und so muß sie ihn bis an ihr Haus tragen.

Jakob. Ha! ha! ha! Das mache einem Narren weiß, aber mir nicht, lieber Carl!

Carl. Nu! so höre doch! Die Frau liegt ja sehr krank, und man glaubt, daß sie wohl gar sterben wird. Der Herr Pfarrer hat es ihr aus dem Kopfe reden wollen, sie will aber, wie sie ihm gesagt hat, einen körperlichen Eid thun, daß sie den Mann gesehen und getragen habe. Sie würde doch so was nicht thun wollen, wenn es nicht wahr wäre.

Jakob. Ich kann es nicht glauben. Wer —

Auf einmal gieng es, poch poch, an dem Fensterladen. Alle fuhren zusammen, und einige glaubten schon, es wäre das Gespenst. Aber Jakob, der stets ohne Furcht war, sprang gleich fort, machte auf, und siehe da, es war Herr Reins hard, ein Freund des Herrn Rathmans, der eben gekommen war, um ihn zu besuchen. Da er hörte, daß sein Freund nicht zu Hause sey, so wollte er wieder gehen, aber Jakob hat so inständig, doch hinein zu gehen, daß er es ihm unmöglich abschlagen konnte. Alle häpften ihm bei seinem

Eintritte entgegen; denn, ohngeachtet er selbst keine Kinder hatte, war er doch ein großer Kinderfreund, und freuete sich jederzeit, wenn er sie durch Belehrungen und Erzählungen klüger machen, vergnügen und ergötzen konnte.

„Hören Sie nur, fieng Jakob gleich an, was Carl da erzählt hat.“ Er wiederholte die Geschichte. „Was sagen sie dazu? Mir ist es unmöglich zu glauben.“

Reinh. Ich glaube es auch nicht, wenigstens nicht auf diese Art, wie die Sache erzählt wird. Man sagt im gemeinen Leben: Wie man glaubt, so geschieht einem, und so ist es der guten Frau auch ergangen. Vermuthlich wird sie freif und fest an Gespenster, Unholde u. dgl. aber gläubisches Zeug glauben. Solche Menschen sind mehrentheils auch furchtsam dabei, und sehen allenthalb Dinge, die andere ehrliche Leute gar nicht sehen können. Daß die Frau vor Schrecken krank geworden ist, kann gar wohl seyn, da dergleichen Beispiele genug vorhanden sind.

Ich weiß es noch aus meiner Jugend her, daß es einem gewissen Tempelwolf, so hieß er, auch so ergieng. Er war zum Biere gewesen, und hatte ein wenig mehr getrunken, als er sollte. Wenn er nach seinem Hause wollte, so mußte er gewöhnlich vor dem Leichenhofe vorbei. Als er nun dahin kömmt, so fallen ihm seine Jugendfreunde ein, davon der größte

größte Theil schon hier seine Ruhestätte gefunden, und mit denen er manche vergnügte Stunde durchlebt hatte. Er tritt vor die Gatterthür, und beschäftigt seine Einbildungskraft mit ihnen. Auf einmal dünkt ihm, daß etwas aus dem Grabe sich erhebe, auf ihn zueile, und sich auf ihn setze. Alle Haare stehen ihm zu Berge, seine Kniee wanken, es wird ihm ganz dunkel vor den Augen, und mit Mühe und Noth kann er sein Haus erreichen. Todtenblaß tritt er in die Stube, kann kein Wort reden, und wird so krank, daß Frau und Kinder meinen, er werde noch diese Nacht sterben. Früh kann er nur in halb gebrochenen Worten erzählen, was ihm begegnet ist, und an diesem Tage starb er noch.

Carl. Nu! wie wollen Sie denn, lieber Herr Reinhard, das erklären? Es kann doch nicht natürlich zugegangen seyn.

Reinh. Ganz natürlich. Ehe ich aber deine Frage beantworte, so sag mir doch: Wie kommt es, daß niemals solche Vorfälle Gelehrten und andern klugen Leuten, die dergleichen dummes Zeug nicht glauben, begegnen? Warum nur allein Menschen, die schon von diesem Vorurtheile eingenommen sind, und steif und fest daran glauben? Ich bin doch so ziemlich in der Welt herum gekommen, ich bin des Nachts gereiset, und habe nie ein Gespenst, oder was dem ähnlich ist, gesehen. Zuweilen traf

es

es sich auch, daß ich stutzig wurde, aber bei genauerer Untersuchung fand ich die Erscheinung jederzeit natürlich. Ich besuchte neulich den Herrn Pastor Reich. Du weißt, daß man da über den Kirchhof muß. Es war eben sehr finster. Als ich dahin kam, schien es mir, als wenn mich ein langer weißer Mann umfassen wollte. Ich erschrock, besann mich aber gleich wieder, gieng darauf zu, und fand weiter nichts, als einen Leistenstein, der noch neu und ganz weiß war.

Jakob. Ein anderer, dessen Kopf voll Gespenster gewesen wäre, würde vermuthlich vor Schrecken umgefallen seyn. Stehst du, lieber Carl, wie es mit solchen Geschichten geht?

„Sey doch stille, Jakob, riefen sie alle, und führe den Herrn Reinhard nicht.“

Ludewig. Fahren Sie fort, lieber Herzensmann, und erklären Sie uns doch, wie es möglich ist, daß die Menschen sich solche Sachen einbilden können.

Reinhard. Jedes Geschöpf, auch der Mensch, hat von Natur Furcht, die von dem gütigen Schöpfer mit vieler Weisheit in die Natur eingepflanzt worden ist. Warum? Das werdet ihr leicht einsehen; damit jedes Geschöpf, so lang als möglich, für die Erhaltung seines Lebens Sorge tragen soll. Eins hat immer mehr Furcht als das andre, je nach dem

dem seine Kräfte stark oder schwach sind. Der Mensch kann nun, weil er den großen Vorzug, daß er Verstand besitzt, vor allen andern Geschöpfen voraus hat, die ihm angebohrnen Triebe, Gefühle und Empfindungen verstärken oder schwächen. Die Jugend ist vorzüglich dazu geschickt. Sie nimmt, wie Wachs, jede Form an. Wenn nun solche Menschen in ihrer Jugend nichts, als von Hexen, Gespenstern, bösen Geistern u. s. w. reden hören, und ihnen solche Aberglaubeiten als Wahrheit aufgedrungen werden, so wird die Furcht vor dergleichen Dingen natürlich in ihnen stärker. Geht nun ein solcher allein, vorzüglich des Nachts, so beschäftigt er sich mit solchen Sachen, horcht bei jedem Geräusche hoch auf, erschrickt bei jedem kleinen Vorfalle, seine Einbildungskraft mahlt ihm die Erscheinung mehrentheils noch größer aus, als sie ist, oder stellt sie ihm auch ganz falsch vor, und auf diese Art vermehrt sich die Furcht, die endlich so hoch steigt, daß der Mensch alle seine Besonnenheit verliert, nicht mehr weiß, was er macht, und oft ein Opfer seines Aberglaubens wird. Die Nacht ist vorzüglich dazu geschickt, weil da leicht unsre Sinne getäuscht werden können.

So ist es mit der Schneidern, so mit Tempelwölfen und mit vielen hundert Abergläubischen ergangen. Ihr Glaube daran und ihre Einbildungskraft haben diese Dinge hervorgebracht, die
etc

oft nichts weiter waren, als ein Baum, Stein, oder sonst etwas.

Sritz. Sieht es denn aber gar keine Gespenster?

Reinhard. Gar nicht, sie mögen nun Namen haben, wie sie wollen, Kobolde, Ungethüme, Gespenster u. s. w.

Sritz. Ein Bergmann hat mir aber doch sehr viel von dergleichen Dingen erzählt, unter andern von einem gewissen Bergmännchen, daß sich in Bergwerken aufhält, zuweilen die Lichter auslöscht, und wohl gar den Bergleuten den Hals auf den Rücken dreht.

Reinhard. Das hat auch die Einfalt der Menschen erdacht. Es giebt in der Erde und an manchen Orten verschlossene Dünste und eine gewisse schädliche Materie, welche bei schnellem Ausbruch aus Klüften, und unterirdischen Verhältnissen manchmal den Bergleuten die Lichter auslöscht, und sie oft, wenn sie sich nicht geschwind zurückziehen, ums Leben bringt, indem sie ersticken oder das sogenannte böse Wesen, oder die schwere Noth davon bekommen, wodurch denn leicht das Gesicht verdreht werden kann.

Es hat alles seinen natürlichen Grund, nur daß viele Menschen nicht fähig genug sind, die Sachen genau zu untersuchen, sondern lieber gleich, wo sie etwas

etwas nicht einsehen können, einer übernatürlichen Ursache zuschreiben.

Jakob. Uebernatürlich — Was ist das?

Reinhard. Natürlich ist z. B., daß der Mensch, wenn er unordentlich lebt, mehr isst und trinkt, als sein Magen verdauen kann, krank wird. Uebernatürlich, wenn ein böser Geist die Krankheit hervorbrächte, wie die Juden zu den Zeiten Jesu glaubten.

Es scheint oft, als wenn eine Sache übernatürlich sich ereignete, so bald aber ein kluger und gescheiter Mann sie genau untersucht, so findet er sie ganz natürlich.

In meinem väterlichen Hause war eine Magd, die vorgab, daß ein böser Geist sie plage. Sie kam oft mit zerrissenen Haaren und blutigem Gesicht in das Haus getreten, und versicherte bey allem, was heilig war, daß der Geist das thue. Sie selbst war nichts weniger als Betrügerin, denn sie war zu einfältig dazu und auch zu gut. Man konnte es also gar nicht begreifen, wie es nur zugienge. Einmahl schickten sie meine Eltern auf ein benachbartes Dorf. Unterewegens überfällt sie nach ihrem Vorgeben der Geist wieder, kneipt und schlägt sie, so daß sie ganz entkräftet zurück kam. Es war eben ein sehr vernünftiger und gelehrter Arzt bey uns. Dieser hörte denn die Erzählung auch mit an, fragte

fragte nach allem genau, konnte aber nichts weiser herausbringen, als daß der Geist zuweilen käme, und sie außerordentlich plage. Man sah auch wirklich blaue Flecken im Gesicht, die vom Kneipen herrührten. Da sie sich wieder entfernt hatte, bat er meinen Vater, so viel als möglich, im Stillen auf alle Tritte und Schritte genau Acht zu haben. Einst kam meine Schwester gelaufen und erzählte, daß Katharine, so hieß sie, in dem Garten läge und das böse Wesen hätte. Sie zerkrast sich das ganze Gesicht, setzte sie hinzu, und blutet sehr heftig. Alles lief nun hin, allein sie hatte sich schon wieder erholt. Ihr erstes Wort war, daß sie der Geist wieder geplagt habe. Nun sahe mein Vater, auf die Veranlassung des Arztes, die natürliche Ursache ein. Er schickte sogleich nach ihm, und ließ ihn zu sich bitten. "Das habe ich mir gleich gedacht, sagte er, als er den Vorgang hörte. Vielleicht gelingt es mir, den bösen Geist auszutreiben." Er nahm sie in die Cur, und stellte sie glücklich wieder her.

Sie hatte einen Anfall von dem bösen Wesen. In der Phantasie hatte sie sich eingebildet, ein böser Geist verursache ihr diese Plage. Da sie nun wieder gesund war, kam er niemals wieder zum Vorschein.

Oft

Oft werden aber auch solche fürchtſame und abergläubſche Menſchen von andern aus Muthwillen, und auch aus Bosheit geäſt. und „Erzählen Sie uns doch noch einige Geſchichten, ſtimmten alle einmüthig an.“

Unter meinen ehemaligen Miſchülern, fuhr Herr Reinhard fort, war einer, Namens Frowein, der ganz außerordentlich fürchtſam war, und des Nachts ſich nicht aus der Stube getraute, weil er noch ſteif und feſt an Geſpenſter und nächtliche Geiſter glaubte, und nach ſeiner Meinung ſchon oft von ihnen war bedüſtert worden, wie er ſich auszubrüden pflegte. Sein Stubengeſelle zog ihm ſtets mit ſeiner Furcht und mit ſeinem einfältigen Geſpenſterglauben auf, allein Frowein war nicht davon abzubringen. Sein Stubenfreund meinte es gut mit ihm, und da vernünftige Vorſtellungen nicht fruchten wollten, bediente er ſich anderer Mittel.

Wenn die Rede jetzt auf dergleichen Unholde kam, ſo ſchien Wenig ſeine Meinung zu ändern, und gab ihm in manchen Fällen Recht, erzählte wohl ſelbſt Beiſpiele von glaubwürdigen Männern, welchen mancherley Auffallendes begegnet ſey. Dadurch machte er den fürchtſamen Frowein immer treuerherziger, um deſto beſſer die Comödie, die er mit ihm zu ſpielen dachte, ausführen zu können.

Nach einiger Zeit, als das Geſpräch wieder auf dergleichen Begebenheiten hinauskief, ſagte
 Sprichw. II. Theil. D Wes

Wenig zu ihm: ich weiß gar nicht, was mancher mal des Nachts in unserer Stube herumgeht. Eine Kaze oder Hund kann doch nicht herein. Es ist mir recht bedenklich. Hast du denn, Growein, nichts davon gehört? Growein war bei dieser Aeußerung schon halb todt, versicherte aber indeß, daß er nichts vernommen habe. Jeder legte sich ganz stille in sein Bette nieder. Wenig hatte schon vorher an Groweins Bette einen Strick gebunden, an welchem er einen Schlüssel, den er hin und herziehen konnte, befestigt hatte, und überdem noch einen andern an das Bücherbret, das er mit einem Zuge umwerfen konnte. Kaum war Growein eingeschlafen, so fieng jener mit dem Schlüssel zu rasseln an. Growein erwachte. Wenig, Wenig, (der unterdessen sein Spiel ein wenig unterlassen hatte), was ist das, rief er? Dieser that, als wenn er schlief, und fieng von neuem zu rasseln an, und wie er gar das Bücherbret umzog, sprang Growein aus dem Bette zur Thür hinaus, und zu seinem Nachbar, der von Wenigen schon gestimmt war, und um den ganzen Vorgang wußte. Daher hatte er sich noch nicht niedergelegt, um den Ausgang der Comödie mit anzusehen. Er that ganz erschrocken, als Growein im bloßen Hemde, und ganz erblaßt zu ihm hereintrat.

Am

Um alles in der Welt willen, sieng dieser an: Was ist es denn? Was hast du denn vor?

"Ach! ach! ein Gespenst, erwiederte Growein mit kurzem Athem."

Du hast gewiß einmal geträumt?

"Ach! ich werde doch wohl hören, wohl fühlen?"

Gefühlte hast du es?

"Es hat mir ja die Kehle zugebrüht, als ich — als ich aus der Stube sprang."

Du hast Erscheinungen.

"Du magst es nun glauben oder nicht, es ist doch wahr."

Growein! besinne dich doch! Wo ist denn Wenig?

"Der schnarcht wie ein Nash."

Komm, laß uns doch hinüber gehen, wir wollen die Sache untersuchen.

"Ich gehe nicht mit"

Sey doch kein Thor! Ich will ja mitgehen, und doppelte Lichter mitnehmen. Du kannst dich ja erkälten.

Nach langem Zaudern entschloß er sich endlich, wieder in seine Stube zu gehen. Wenig hatte unterdessen das Bücherbrett in seine Ordnung gebracht, um ihn anfänglich noch mehr zu täuschen. Er blinzelte unter der Decke hervor, und konnte sich kaum des Lachens enthalten, als

er Frowein ^{den} ganz ängstlich und furchtsam den Geist in allen Ecken und Winkeln suchen sah. Endlich fragte er denn: Was giebt's? was sucht ihr denn? Hast du denn nicht gehört, fieng Frowein, der nun wieder ein wenig Odem geschöpft hatte, an, was für ein Spektakel vorhin auf unserer Stube war? Nun konnten sich die beyden andern des Lachens nicht mehr enthalten, stellten ihm seine abergläubische Furcht vor, und zeigten ihm, wie sie ihn gesoppt hatten. Er schämte sich, und fieng von der Zeit an, beherzter zu werden. Bey ihm hieß es recht: Wie man glaubt, geschieht einem.

Ich erzähle, fuhr Hr. Reinhart fort, diese Geschichte, nicht, daß ihr sie nachmachen sollt, denn sie läuft nicht immer so gut ab, und kann den Furchtsamen leicht eine Krankheit zuziehen, sondern um euch nur zu zeigen, wie es möglich ist, daß furchtsame Menschen so leicht geäfft werden können.

Das war eine Geschichte, sagte Jakob, die aus Muthwillen geschah. Nun erzählen Sie uns doch eine, die aus Bosheit veranstaltet wurde.

Reinh. Da würde ich nicht fertig mit erzählen: Doch es sey! Es giebt gewisse Menschen, die sehen es gar zu gerne, wenn ihre Nebenmenschen dumm und abergläubisch bleiben, um ihr Spiel recht bequem mit ihnen treiben zu können.

Der

Der erste sächsische König von Pohlein, August der Starke, hielt sich als Prinz einige Zeit an dem kaiserlichen Hofe zu Wien auf. Damals bekannte sich August noch zur protestantischen Religion. Gewisse Menschen glaubten, es sey für den damaligen römischen König Joseph den Ersten zu gefährlich, daß er mit einem Ketzer *) Umgang habe. Sie suchten daher den Prinz August zu entfernen, wußten aber kein schickliches Mittel zu erwählen, als daß sie des Nachts einen Geist aus dem Fegeseuer zu dem römischen König Joseph schickten. Dieser erschien auch einst in einer Nacht in seinem Zimmer richtig.

„Ich komme, fieng das Gespenst mit dümpfer Stimme an, ich komme aus dem Fegeseuer, um dir anzukündigen, daß, wenn der sächsische Prinz August, der ein verdammter Ketzer ist, nicht binnen 3 Tagen vom Hofe entfernt ist, es dir sehr übel ergehen wird.“

Joseph schwitzte Todesangst, und war herzlich froh, als es Tag war. Gleich früh ließ er den Prinzen holen, und entdeckte ihm mit Wehmuth den Befehl, den er aus dem Fegeseuer erhalten hatte. Der Prinz lachte hoch auf, und versicherte dem König, daß er deshalb ganz ruhig seyn könne. Er ließ sich zugleich

D 3

*) So werden Leute genannt, die anderer Religion sind, und folglich sind alle Menschen Ketzer.

zugleich vor ihm versprechen, daß er in der folgenden Nacht in seinem Zimmer, ohne daß es jemand erfahre, schlafen dürfe, um den Befehl selbst zu übernehmen. Die andere Nacht erschien der Geist mit allen Ceremonien wieder, wiederholte seinen Auftrag, wunderte sich aber gewaltig, daß jemand aus dem Bette sprang, das Fenster aufmachte, ihn packte, und mit folgenden Worten zum Fenster hinausstransportirte: Gehe hin, woher du gekommen bist, und sage, daß der Befehl befolgt werden soll. Des Morgens fand man den Reichvater des Königs unter dem Schlosse mit zerbrochenen Armen und Füßen. Und nun wurde Joseph nicht weiter von dem Gespenste incommodirt.

Jak. Nu! wie steht es, Carl? Bist du bald von deinem Irrehume geheilet? Entweder die Frau Schneidern ist durch Einbildungen, oder durch ein Gespenst mit fleischigten Händen und Füßen gequält worden.

Carl. Aber es kann doch möglich seyn, daß es Gespenster giebt?

Reinh. Wozu sollen sie denn nützen? Die Menschen zu quälen? O wenn nur die Menschen sich nicht selbst unter einander peinigten und quälten! Vor den Gespenstern könnten sie ganz ruhig seyn.

Du kannst auch den guten Vater im Himmel, wie es die Religion verlangt, nie recht lieben, so lange

lange du von ihm glaubst, daß er gewisse böse Wesen erschaffen habe, die er zur Quaal und Marter brauche. Gottlose und schlechte Menschen können dir zwar auch Böses anthun, du kannst doch aber gegen sie eher auf deiner Huth seyn, als gegen Gespenster, die nach der abergläubischen Erzählung durch ein Schlüsselloch kriechen, und dich bei aller deiner Vorsicht äffen können, so bald sie Lust und Belieben dazu haben.

Sollte dir in deinem Leben etwas Begegnen, was irgend so einem Gespenste ähnlich sähe, so laß dich ja nicht von der Furcht übertäuben, sonst bist du verlohren, schöpfe dir Muth, und gehe unerschrocken der Erscheinung entgegen, und prüfe und untersuche alles genau. Du wirst immer finden, daß alles natürlich in der Welt zugehet.

Aber Ahndungen, wendete Jakob wieder ein, giebt es doch?

Reinh. Ahndungen? Ja freilich. Wenn du z. B. etwas unrechtes gethan hast, so wirst du die Ahndung haben, daß du dafür gestraft werden wirst.

Jak. So meine ich nicht.

Reinh. Wie denn sonst?

Jak. Wenn eine Person stirbt, so thut es manchmal Anzeigen, um den lebenden Personen von dem Tode Nachricht zu ertheilen.

Reinh. Ich weiß wohl, daß man sich viel von Abhandlungen oder Anzeigen erzählt. Manche Erzählungen rühren von Personen her, welchen man eben nicht den Vorwurf des Aberglaubens oder der Einfalt machen kann. Unterdessen hat man auch oft bei genauerer Untersuchung eine natürliche Ursache entdeckt. So wie mir selbst einmal ein solcher Vorfall begegnet ist.

Alle spitzten die Ohren hoch, und waren voller Erwartung, was da zum Vorschein kommen würde.

Herr Reinhard fuhr fort: Mein Vater lag in seiner letzten Krankheit sehr hart darnieder. Alle Kennzeichen zu einer baldigen Auflösung waren da. Während seiner ganzen Krankheit kam ich von seinem Bette wenig weg, und mußte auf den süßen Schlaf eine ganze Zeit Verzicht thun. Nach und nach würden meine Kräfte so erschöpft, daß ich unmöglich länger wachen konnte. Ich legte mich das Her einmal gegen Abend um 9 Uhr nieder, und sagte der Magd, daß sie mich gegen 11 Uhr wieder wecken sollte, wo ich den wachen wollte, und sie in das Bett gehen könnte. Das geschah. Kaum hatte sich die Magd entfernt, als etwas ganz Letztes über den Saal hergegangen kam, und auf einmal so einen entsetzlichen Schlag that, daß selbst mein Vater, der in der äußersten Schwäche darniederlag, und seine Sinne wenig brauchen konnte, auf das heftigste erschrock,

und

und ganz hänglich darüber wurde. Mir selbst über-
 lief ein eiskalter Schauer. Nun fieng es in dem Ofen,
 wie ich glaubte, das fürchterlichste Getöse an. Ich
 sprang vom Bette auf, und nun hörte ich, daß es
 vor der Stubenthür war. Ich kann es nicht läug-
 nen, es überfiel mich selbst eine kleine Furcht, zumal
 da es mit unter leise an die Thür klopfte, wie man
 zu thun pflegt, wenn man zu jemanden will, und
 ich hatte nicht Muth genug, herein, zu rufen. Um
 aller Welt willen! was ist das, dachte ich: Wenn
 du doch nur ein Licht hättest, daß du hinaus-
 gehen könntest: denn das würde ich gethan haben;
 allein ich befürchtete, das Licht möchte mir ausge-
 hen, alsdann war ich noch schlimmer daran, beson-
 ders, weil mein Vater sehr ängstlich geworden war.
 Unterdessen erhob sich der Lärm von neuem, und es
 war nicht anders, als wenn eine große Kugel auf
 dem Saale hin, und hergerollt würde. Endlich
 pochte ich mit einem Stocke, was ich nur konnte,
 um die Magd, die gleich unter der Stube schlief,
 zu ermuntern, und ihr zu sagen, daß sie noch ein
 Licht herausbringen sollte. Das geschah. Nun un-
 tersuchte ich die Sache, und fand nichts übernatür-
 liches — nichts wunderbares — der nächtliche
 Geist war eine Kaze.

Ein Milchtopf, der auf einer Kohlpfanne ge-
 standen hatte, war die Ursache ihres nächtlichen Bes-
 suchs

süchs. Sie hatte den Topf von der Kohlsfanne her abgeworfen, war mit dem Kopfe hineingetrochen, und hatte ihn so auf dem Saale herumgerollt. Der Topf war von Coblenzer Steingut, welches sehr fest ist, und nicht leicht zerbricht. Der erste Schlag den es that, war der Fall von der Kohlsfanne.

Hätte ich keine Untersuchung angestellt, so war nichts gewisser, als daß es Anzeigen gethan hätte. Vielleicht hätte ich auch des andern Tages die Ursache nicht entdecken können, wenn etwa die Magden den Topf weggethan hätte.

So geht es wohl mit mehrern Ahndungen oder Anzeigen. Wieman glaubt, so geschieht einem.

Gesetzt aber, es hätte seine Nichtigkeit mit den Anzeigen, wiewohl ich es nicht glaube, so habt ihr doch nicht nöthig, euch zu fürchten. Ihr steht stets unter der Aufsicht eines gütigen und liebevollen Gottes. Wovor wollet ihr euch also fürchten? Ihr könnt allemal muthig und getrost dergleichen Vorfälle untersuchen. Es wird euch gewiß nichts übels begegnen.

Nun schlug die Glocke 9, wo sie sich nach Hause verfügten, jeder in tiefer Betrachtung über die erzählten Begebenheiten. Carl besonders war durch den Unterricht des Herrn Reinhard sehr zweifelhaft gemacht, konnte sich aber doch nicht überreden, daß

daß alles natürlich zugehen solle, weil er schon von andern, für die er sonst viele Achtung hatte, dafür eingenommen war. Die übrigen aber wurden noch mehr darinne bestärkt, daß Gespenster und Unholde eine Erfindung boshafter Menschen sey, und aus der Einbildung schwacher und einfältiger Menschen entsprängen, die Furcht davor aber die größte Thorheit sey, und an solchen Furchtsamen immer das Sprichwort eintreffe: **Wie man glaubt, so geschieht einem.**

VII.

Untreue schlägt ihren eignen Herrn.

Ein Kaufmann mietete einen Kameeltreiber, der ihm einige Waaren nach Constantinopel schaffen sollte. Als sie unterwegs kamen, wurde der Kaufmann krank, und mußte in einer kleinen Stadt liegen bleiben; der Kameeltreiber aber setzte mit dem Versprechen seine Reise fort, daß er die ihm anvertrauten Waaren in Constantinopel an einen Freund des Kaufmanns abliefern wollte. Er that es aber nicht, sondern behielt die Waaren, und da nach Verlauf eines Monats der Kaufmann noch nichts hatte von sich hören lassen, verkaufte er selbige,

bige, und stellte eine eigene Handlung an. Endlich kam der Kaufmann zurück, und forderte von dem Kameeltreiber, den er nach langem Forschen und Suchen ausgefragt hatte, das ihm anvertraute Gut. Dieser stellte sich, als wenn er von nichts wüßte, und läugnete durchaus, daß er jemals was mit ihm zu thun gehabt hätte.

Die Sache kam vor den Kady oder Richter. Hier, sagte der Kaufmann, bring ich einen Betrüger, dem ich vor 2 Monaten Waaren überliefert habe, um solche mit seinen Kameelen nach Constantinopel zu schaffen, und nun läugnet er mir solche ab.“

“Die Sache verhält sich anders, versetzte der Beklagte, ich bin der wahre Kaufmann, und dieser ist ein Betrüger, den ich schon zu Kairo als Kameeltreiber gekannt habe. Aber guter Freund! du könnst hier mit deinem Betrüge nicht durch. Ich verlasse mich auf meine gerechte Sache und auf die Weisheit des Richters.“

Der Kady wußte nicht gleich, was er bei diesem verworrenen Handel für ein Urtheil sprechen sollte; endlich besann er sich auf eine List. Er stellte sich sehr böse, schimpfte den Kaufmann herunter, und hieß beyde bis zu einer gelegnern Zeit, wo die Sache ausgemacht werden sollte, fortgehen. Als sie aber kaum zur Thür hinaus waren, rief er:

“Kad

„Kameeltreiber! noch ein Wort!“ Der wahre Kameeltreiber kehrte sich sogleich um, der Kaufmann aber gieng seines Weges fort. „Ha!“ sagte der Richter, nun kenne ich dich, du bist der Betrüger, und sollst deiner Strafe nicht entgehen.“

Diese Geschichte erzählte der Amtmann Lenz seinen Kindern, und machte die Bemerkung dabei, daß Untreue sich jederzeit selbst zu bestrafen pflegt, oder wie das uratte deutsche Sprichwort sagt: **Untreue schlägt ihren eignen Herrn.**

Jeder Betrüger, fuhr er fort, wenn er sich auch eine Zettelang unter der Maske des ehrlichen Manns verborgen hält, wird doch endlich dafür erkannt und von jedem ehrliebenden und rechtschaffenen Manne verabscheuet. Er verräth sich endlich, sowohl durch seine Handlungen, als auch durch seine Worte. Der Betrüger muß immer darauf denken, seine wahren Gesinnungen zu verbergen. Daher schmeichelt er, giebt gute Worte, man lernt aber gar bald den Vogel an seinen Federn erkennen, nimmt sich vor ihm in Acht, und warnt selbst seine Freunde, daß sie sich nicht von ihm überlistet lassen.

Das ist wahr, liebes Väterchen, erwiederte Ernst, ein Betrüger bleibt in meinen Augen immer ein niederträchtiger Mensch, und ich werde Zeitlebens mich bestreben, ein rechter braver Mann

zu werden, aber der Kamelstreiber war doch
 dummt dabel. Er brauchte ja nicht umzukehren.
 Deine Einwendung, versetzte der Vater,
 scheint einigen Grund zu haben, allein, gesetzt
 er hätte sich nicht auf diese Art verrathen, so
 wäre doch sein Betrug vielleicht auf eine andere
 Art entdeckt worden.

Dein Hr. Pathe, der Amtmann in Carlos
 Dorf, hatte einen Schreiber, auf den er alles
 baute, weil er ihn noch nie auf einer Untreue
 ertappt hatte. Unterdessen merkte dein Pathe
 doch an seinem Gelde, daß zuweilen etwas dar-
 an fehlte. Unter andern vermißte er sogar ei-
 nen Ring von Werthe, den er auch nicht wieder
 erhielt. Er glaubte gar nicht, daß sein Schreib-
 er der Ungetreue in seinem Hause wäre. Doch,
 um hinter das Licht zu kommen, legte er ihm
 verschiedene Fallen, welchen aber der Ungetreue
 sehr listig auszuweichen wußte. Dadurch wurde
 dein Pathe noch mehr in der Meinung bestärkt,
 daß er einen ehrlichen Mann an ihm habe. Mit
 seiner Arbeit war er zufrieden, warum sollte er
 einen Menschen verstoßen, auf den er nicht den ger-
 ringsten Argwohn bringen konnte? Nach einigen
 Jahren nahm der Schreiber selbst seinen Abschied,
 und ließ sich in einem benachbarten Städtchen, wo
 er sich ein Haus kaufte, und daselbst Kramerey trieb,
 häuslich nieder. Er fand auch da seine Nahrung,
 woruor

worüber sich dein Hr. Pathe aus wahrem Wohlwollen, obgleich mit seinem Schaden, freyete.

Ein paar Jahr darauf brachte ein Jude, der bei deinem Pathen als ein ehrlicher Mann bekannt war, einen Ring zum Verkauf, der bei genauem Ansehen der gestohlene Ring war. Der Jude erschrock, indem ihm dein Pathe das entdeckte, entschuldigte sich aber, daß er dabei unschuldig sey. Er habe ihn von einem Glaubensgenossen aus Fürth gekauft. Mit einem Worte, nach etlicher Wochen entdeckte sich der Dieb, welches kein anderer war, als der Schreiber, der ihn an den Fürther Juden verkauft, und sich nie eingebildet hatte, daß er je wieder deinem Pathe zu Gesichte kommen würde. Das Haus des Schreibers wurde nun untersucht, und man fand noch mehr gestohlene Sachen, die deinem Pathe gehörten. Er entwischte aus dem Gefängnis, und fand seine Zuflucht unter den Soldaten.

Du wirst, wenn du älter wirst, und auf alles genau merkst, was in dem menschlichen Leben vorgeht, allemal finden, daß Untreue ihren eignen Herrn schlägt, es sey in welchem Falle es nur will. Zum Beispiel:

Ein Kaufmann hatte einen Beutel mit 800 Rthlr. verlohren. Ein Zimmermann fand ihn und verwahrte ihn sorgfältig, um ihn dem Eigenthümer wieder zuzustellen, wenn sich dieser melden würde.

Am

Am folgenden Sonntage wurde von der Kanzel verlesen; daß ein lederner Beutel mit Geld verloren gegangen wäre, und daß der, so ihn wiederbrächte, 100 fl. zur Belohnung erhalten sollte. Der Zimmermann gieng voller Freuden zum Pfarrer, meldete sich als den Finder, und versprach das Geld sogleich herauszugeben, wenn der Kaufmann in seine Wohnung kommen, und das versprochene Geschenk bezahlen wollte. Der Kaufmann erschien, und nachdem der Beutel eröffnet, und das Geld aufgezählet worden war, gab er dem Zimmermann einen Ducaten. "Was das versprochne Douceur der 100 fl. betrifft, sagte er, so habt ihr euch, wie es scheint, selbst bezahlt gemacht, weil ich nur 800 Thlr. im Beutel finde, da doch 900 darinne gewesen sind." Dem Zimmermann verdroß dieser ungerechte Vorwurf, er verklagte den Kaufmann, und gab das Geld den Gerichten zur Verwahrung.

Nach einigen vergeblichen Versuchen des Richters, der ein gerechter und zugleich einsichtsvoller Mann war, beide Theile zu vergleichen, ließ er erst den Kaufmann, hernach den Zimmermann schwören; jenen, daß 900, diesen aber, daß nur 800 Thaler im Beutel gewesen wären. Folgendes weise Urtheil war endlich der Ausgang der ganzen Geschichte: "Da Beklagter beschworen, daß 900 Thlr. in seinem Beutel gewesen, Kläger aber ebenfalls

schwört

"schwört, daß in dem gefundenen nur 800
 "gewesen, so soll letzterer denselben so lang
 "ge, als sein Eigenthum ansehen, bis sich
 "ein anderer Eigenthümer melden wird, der
 "mit mehr Wichtigkeit beweiset, einen Beutel
 "mit 800 Thlr. verlohren zu haben."

Jedermann lobte das Urtheil des Richters, wels
 ches verursachte, daß der Kaufmann selbst ein
 Opfer seines Geizes und seiner Untreue wurde.

So könnte ich dir, beschloß endlich der Amts
 mann Lenz, hundert und mehrere Beispiele erz
 zählen, die das beweisen, was ich dir so eben
 gesagt habe, nemlich: Untreue schlägt ihren
 eignen Herrn.

VIII.

Es ist nichts zu klar gesponnen,
 Es kömmt doch endlich an die Sonnen.

Stellen Sie sich nur das Unglück vor, sagte Lus
 derdig zu seinem guten Vater, die Wache
 hat so eben Meister Riken den Schlosser abgeholt.
 Man sagt, er sey mit unter einer Bande Spitzbur
 hen, davon einige schon erhascht wären, und auf
 ihn bekamt hätten. Wollte Gott, erwiederte der
 Vater, daß diese Nachricht ungegründet wäre. Uns
 Sprichw. II. B.

terdessen hat man immer sehr nachtheilig von Ricken gesprochen, und die Zukunft wird lehren, ob er schuldig oder unschuldig sey.

Merke dir aber das, lieber Ludwig, selten wird eine böse That unentdeckt bleiben. Unsere Alten sagten schon mit Recht: Es ist nichts zu klar gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

Gesezt es käme auch nicht alles Böse an den Tag, so sieht und hört doch der allwissende Gott alles, welcher es so eingerichtet hat, daß das Laster auch noch nach dem Tode bestraft wird. Merkwürdig bleibt es aber doch immer, daß der Bösewicht, und sollte es auch sehr spät seyn, seinen Lohn für seine Thaten schon hier empfängt. Ich kann dir davon mancherlei Beispiele erzählen.

“Der Kaufmann R..., ein sonst angesehener Kaufmann zu Br.... pflegte gewöhnlich in die Rheingegenden zu reisen, um Most und junge Weine einzukaufen. Er war in der dortigen Gegend sehr bekannt.

Einst machte er auch diese Reise zu Pferde. Von ohngefähr kamen zwei Männer, die auch beritten waren, durch einen Seitenweg zu ihm, sprachen ihm höflich zu, ritten die Landstraße mit fort, nannten ihn bey seinem Namen, und gaben sich für Kaufleute aus, die nach Frankfurt wollten. Da

er

er ihnen zu erkennen gab, daß er auch dahin reisen würde, so schienen sie sich sehr über seine Gesellschaft zu freuen, und machten ihm verschiedene Complimente. Sie vertrieben sich durch Erzählungen und Gespräche den Weg, und kamen des Abends zusammen in einem sichern und bekanneten Gasthose an, wo sie übernachteten.

Des andern Tages brachen sie alle drei sehr früh auf, und ritten weiter. Aber auf einmal änderte sich die Scene, als sie in einen Wald gekommen waren. N.... bekam, ehe er es sich versah, einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er vom Pferde stürzte. Seine beiden Begleiter waren Räuber, die ihm erschrecklich zerschlugen, den Mantelsack vom Pferde abpакten, und dieses hinlaufen ließen, wohin es wollte.

Damit man nun nicht sobald auf die Spur kommen sollte, so zogen sie ihn aus, und schmissen ihn in einen Busch. "Du! sagte der eine Räuber, der könnte dir wieder aufleben. Stieb ihm noch einen Schuß!" N.... hatte noch so viel Bewußtseyn, daß er dieses verstand. Der andre Räuber that das, und schoß ihm durch die Brust. "Nun hat er satt, sagte er. Laß uns fortreiten. Er wird nicht wieder aufstehen."

Da lag er nun in seinem Blute todt auf die Erde hingestreckt. Jedes wird glauben, daß mit ihm alles aus gewesen sey. Nein! die Böz-

sehung hatte beschlossen, ihn bei dem Leben zu erhalten. Er erhobte sich, und kroch ganz schwach aus dem Gebüsch heraus, nach der Landstraße zu, wo ihn kurz darauf ein Fuhrmann entdeckte. Er konnte diesem nichts auf seine Fragen antworten, sondern winkte nur mit der Hand, daß er ihn auf seinen Karm laden, und nach dem nächsten Orte bringen sollte. Der mitleidige Fuhrmann that denn dies auch.

Der nächste Ort war ein Landgut, auf das der unglückliche N..... gebracht wurde, wo er gut bekannt war. Der Besitzer erkannte ihn als bald, schickte sogleich nach einem Wundarzt, und that alles, was ein Menschenfreund unter solchen Umständen thun muß, um einen Unglücklichen zu retten; wie das der barmherzige Samariter auch that, und daher von unserm guten Herrn Jesus als ein Muster der thätigen Menschenliebe aufgestellt worden ist. Durch diese gütige und menschenfreundliche Vorsorge, wie auch durch die geschickte Behandlung des Arztes, wurde N..... glücklich wieder hergestellt.

Er nahm dankbar Abschied von seinem gütigen Wirth, setzte seine Reise noch fort, und nachdem er seine Geschäfte besorgt hatte, kam er ohne weitere Unfälle glücklich zu Hause an.

Nach 8 oder 10 Jahren machte er die nämliche Reise. Zu Frankfurt, wo er sich gemeins

g lich

glich einige Zeit aufhielt, gieng er einmal über die Brücke nach Sachsenhausen, wo ihm ein Herr, von einem Bedienten begleitet, begegnete. Dieser schien ihm etwas Bekanntes in seinem Gesichte zu haben. Er sahe ihn daher recht genau vom Kopf bis auf die Füße an, und wurde zu seinem Erstaunen, sein Petschaft an dessen Uhr gewahr. Sein Erstaunen wurde noch größer, als er sah, daß auch die Uhrkeite ehemals ihm zugehört hatte. Auf einmal fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: dies sind die beiden Räuber, die dich damals angefallen, und beraubt haben. Er kehrte geschwind um, und bat den wachhabenden Offizier im Thor, Herrn und Bedienten zu arretiren, indem sie Mörder und Räuber wären, und verband sich zugleich, für alles zu stehen, und einstweilen mit Arrest zu halten. Der Herr schien erschrocken über diesen Vorfall zu seyn, und sprach von Genugthuung, allein der Kaufmann bewies ihm so muthig, daß sie beide die Räuber gewesen wären, die ihn einst so barbarisch behandelt hätten, so, daß Herr und Bedienter ganz betreten darüber waren. Sie wurden der Obrigkeit überliefert, welche denn bald erkannte, daß die Anklage des Kaufmanns richtig seyn möchte, wie sie es denn auch war. Beide waren die Räuber, die sich in alle Ewigkeit nicht vermuthet hatten, den Kaufmann R. in dieser Welt noch

lebendig anzutreffen. "Galgen und Rad war der Lohn ihrer schändlichen That."

"Vor einiger Zeit lebte hier ein reicher Bürger mit seiner Schwester sehr uneins, und brachte sie einmal in der Wuth ums Leben. Er suchte den Augenblick, und niemand wußte, wo er hingekommen war. Nach etlichen Jahren erhielt der Magistrat ein Schreiben aus Copenhagen, der Haupt- und Residenzstadt des Königs von Dännemark, worinne ihm gemeldet wurde, daß man einen Mann in Verhaft genommen, der seine Schwester ums Leben gebracht haben sollte. Nach der Beschreibung war es wirklich der Bürger.

Die Sache war auf folgende Art herausgekommen: Er hatte sich unter die Soldaten begeben, und sich bis zum Officier geschwungen. Einmals ließ er einen Gemeinen, der bei den militärischen Übungen einen Fehler gemacht hatte, prügeln. Dieser, darüber aufgebracht, sagte: daß er sich von einem solchen elenden Menschen nicht schlagen ließ, der seine Schwester ermordet hätte. Der Soldat war ein Landsmann von ihm, und hatte ihn gekannt, davon aber der Officier nichts wußte.

Er wurde nachher ausgeliefert, und hier auf dem Rathshofe geköpft, welches noch einige alte Bürger sich zu erinnern wissen."

Ich

Ich könnte dir, lieber Ludwig, noch viele Beispiele erzählen, allein es wird hinlänglich seyn, dich davon zu überzeugen, daß böse Thaten auch hier noch in dieser Welt bestraft werden.

IX.

Ein Handwerk hat einen goldnen Boden.

Der Kaufmann Lehmann war sehr reich, hatte Geld im Ueberfluß, und zwey sehr schöne Landgüter. In seiner Jugend hatte er als Wandmacher gelernt, und hatte sich nach und nach ein großes Vermögen erworben. Ohngeachtet seines Reichthums, war er doch noch immer ein sehr arbeitsamer und thätiger Mann, nicht aus Geiz, oder um seinen Reichthum noch zu vergrößern, sondern weil er die Arbeit für eine Tugend, und den Müßiggang für ein Laster hielt. Jeder Mensch, sagte er oft, muß sich ein gewisses Geschäft machen, und wenn er der reichste ist, sonst taugt er nichts. Er ist ein unnützes Mitglied im Staat.

Nach diesen Grundsätzen erzog er auch seine Kinder. Es waren ihrer achte, 6 Knaben und 2 Mädchen. So viele Freude er seinen Kindern machte, so lieb er sie hatte, so streng war er, wenn eins von ihnen seine tägliche Arbeit nicht verrichtet hatte. Wenn die Schule vorbei war, so hatte jedes sein

bestimmtes Geschäft. Das eine mußte Holz legen; das andre im Garten jäten, das Dritte gießen u. s. w. Außerdem mußten die Knaben alles lernen, was ihnen auf die Zukunft nützlich und heilsam seyn konnte, Schreiben, Rechnen, Sprachen und andre Wissenschaften. Eben so verfuhr er mit seinen beiden Töchtern, welche außer den häuslichen Beschäftigungen, zu welchen sie erzogen wurden, Zeichnen Nähen, Sticken u. dergl. erlernen mußten. An seinem Hause hatte er einen schönen Garten, den er durch einen eignen Gärtner bearbeiten ließ. Dieser mußte seinen Knaben Unterricht in der Gartenkunst geben. Außerdem mußten die beiden ältesten Knaben wöchentlich ein paar Stunden zu einem Drechsler gehen, um das Drechseln zu lernen. Es gab denn nun viele Leute, die sich über den guten Lehrmann aufhielten, indem er seinen Kindern Sachen lernen ließ, die sie nie nöthig hätten. Allein an solche elende Gespräche lehrte er sich nicht.

Einmal kam der älteste ganz abgemattet aus dem Garten, in welchem er ein paar Duzend Bäumen gepflanzt hatte, und beschwerte sich bei dem Vater über die viele Arbeit. Der Vater zeigte ihm lieblich, wie nothwendig es sey, sich zur Arbeit zu gewöhnen, indem, außer den Vortheilen für die Zukunft, der Körper dadurch gestärkt werde. „Aber, lieber Vater, sagte Adolph, ich werde doch wohl
 nies

niemals ein Gärtner werden. Wozu soll ich denn nun alles das erlernen, wovon ich niemals Gebrauch machen kann?"

Vat. Niemals Gebrauch? Gesezt du hättest einmal nicht nöthig, dich davon zu nähren, so wird es dir doch gewiß in deinen ältern Jahren viel Vergnügen machen, wenn du einige Kenntnisse davon besitzest.

Ad. Die kann ich ja aber erlangen, ohne diese Arbeiten verrichten zu dürfen.

Vat. Lieber Adolph! Ich muß dir eine kleine Geschichte erzählen:

„Ein junger Edelmann, der als ein braver und rechtschaffener Mann bekannt war, hielt um eines andern Edelmanns Tochter an, die er sehr liebte, und von der er wieder geliebt wurde. Als er seine Worte bei dem Vater anbrachte, sagte dieser: Ich habe nichts dagegen. Sie sind mir immer als ein braver Mann bekannt gewesen, und wie ich merke, sind Sie schon mit meiner Luise in Nichtigkeit. Aber können Sie ein Handwerk? —

„Ein Handwerk? wozu habe ich das nöthig?“ — Wenn Ihnen alle Ihre Güter genommen, und Sie so arm würden, daß Sie kein Brod mehr hätten, wovon wollten Sie sich und meine Tochter ernähren? Es kann doch möglich seyn, daß Sie in die dürftigsten Umstände kommen. Können Sie aber ein Handwerk, so kann ich ganz ruhig seyn. Lernen Sie das,

so sollen Sie meine Tochter haben. Der junge Mann wußte nun schon, wie der Alte gesinnt war, und um ihn zu befriedigen, und sein Entschien nicht zu verlernen, gieng er zu einem Korbmacher und lernte ihm seine Kunst ab. Als er das konnte, kam er wieder, und erhielt, was er wünschte.

So denke ich auch, lieber Adolph. Ich kann unglücklich in meiner Handlung seyn. Meine Güter können abbrennen, ich kann arm werden, ihr wäret dann ganz unglückliche Kinder; aber wenn ich euch was lernen lasse, so weiß ich doch gewiß, daß ihr euch einmal in der Welt auf eine ehrliche Art ernähren könnet, und wenn es auch nur von einem Handwerke wäre, das immer seinen Mann reichlich ernährt, so wie man sprichwörtlich sagt: Ein Handwerk hat einen güldnen Boden.

Ich habe ja auch ein Handwerk gelernt, und habe mich dabei gut befunden. Während dieses Gesprächs kamen die übrigen auch herbei, und hörten dann dem Vater aufmerksam zu.

Der Vater hat Recht, sagte der ernsthafte Christoph. Herr Reis (so hieß ihr Lehrer) hat uns oft gesagt, daß es gut sey, wenn man etwas lerne, wodurch man sich in der Noth, und sollte es mit den Händen seyn, ernähren könne. Unter andern erzählte er einmal folgende Geschichte:

„Ein

Ein reicher, reicher Mann hatte einen einzigen Sohn, den er sehr lieb hatte, und daher alles Mögliche anwandte, um ihn recht glücklich zu machen. Der reiche Mann hieß Herr Goldreich, und hatte ein schönes Rittergut, und sein Sohn hieß Wilhelm. Wilhelm spielte gern, und gieng sehr ungern an seine Bücher und an die andern Arbeiten, die ihm sein Vater aufgab. Doch war er sehr folgsam, und bereuete es oft, wenn sein guter Vater nach den Arbeiten fragte, und selbige noch nicht fertig waren. Mit der bloßen Neue aber war denn der Vater nicht zufrieden. Daher sagte er einmal zu ihm: Lieber Wilhelm! ich sehe wohl, du möchtest gern mir zu Gefallen leben, aber du möchtest das ohne Anstrengung, ohne viele Arbeit thun. Besonders sind dir körperliche Arbeiten, die dir doch durchaus nothwendig sind, sehr unangenehm. Du mußt dir aber eine körperliche Beschäftigung erwählen, blos um deiner Gesundheit willen. Ich will dir einen Fleck im Garten geben, welchen du ganz allein bearbeiten sollst. Der Gärtner mag dir, wo du es nicht recht machst, helfen. Willst du das? Du sollst sehen, daß du zulezt Vergnügen daran finden wirst. Wilhelm versprach es dem Vater, und hielt Wort. Nach Endigung der Schule war er stets im Garten, und wurde der geschickteste Gärtner.

Setzt

Sein guter Vater überließ, da er älter wurde, es seiner eignen Neigung, was er erlernen wollte. Ich will, sagte Wilhelm, bei der Oekonomie bleiben, und mich davon nähren. Der Vater war es zufrieden.

Das Gut, das Herr Goldreich besaß, lag in der Neumark, und war durch seine Mühe und seinen Fleiß eins der schönsten Güter in der Gegend. Aber er konnte seinen Fleiß in dieser Welt nicht einernnden. Es kam der siebenjährige Krieg, in welchem die Russen das ganze Gut zerstörten. Herr Goldreich starb, und Wilhelm war nun ganz verlassen. Seine Mutter war auch schon todt, das Gut war verwüstet und zerstört. Was sollte er nun anfangen? Da die Russen das mals wahre Barbaren waren, und allenthalben Spuren ihrer Wildheit zurückließen, so entschloß sich Wilhelm, als ein Jüngling von 16 bis 17 Jahren in die weite Welt zu gehen, und sein Brod einstweilen als ein Gärtner zu suchen. Das fand er auch auf einem Gute bei Hamburg, wo es ihm recht wohl gieng. Wenn er denn nun einisam in seinem Garten arbeitete, so fiel ihm oft sein guter Vater bei, dem er noch manche Thräne schenkte, und dem er es nun nicht genug danken konnte, daß er ihn zu einem Geschäfte ermuntert hatte, das ihm in seinem Unglücke noch Muth, Zus
 vers

versicht und Hoffnung auf bessere Zeiten gewährte,
und ihm einstweilen Nahrung und Unterhalt gab.

Da der Krieg vorbei war, gieng er in sein
Waterland zurück, und übernahm sein Gut, das er
durch seinen Fleiß, Geschicklichkeit und Thätigkeit
bald wieder in den Stand setzte, in dem es sich
ehemals befand."

Was ich daher lernen kann, fuhr Christoph
fort, das will ich lernen. Man weiß ja nicht,
wie man es braucht.

Das ist brav, sagte Herr Lehmann. Bei
solchen Grundsätzen muß es dir wohlgehen in der
Welt. Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und Ar-
beitsamkeit lassen keinen Menschen sinken. Wer
Lust hat, etwas zu verdienen, findet immer Ge-
legenheit dazu, und wenn er sich auch von einem
Handwerke ernähren sollte. Ueberdem stehen sich
geschickte Handwerker und Professionisten immer
sehr wohl, zumal wenn sie ihr Handwerk recht
verstehen. Wie sehr schätzt man nicht den Klems-
perer, Meister Eckarten? Selbst die Vornehme-
sten machen sich ein Vergnügen daraus, sich mit
ihm zu unterhalten.

Wer nicht hören will, muß fühlen.

Christian Keisleder hatte sich das Schwören so angewöhnt, daß er gar nicht mehr wußte, wenn er schwur, ohngeachtet er sonst ein guter Knabe war. Er hatte einen Freund, der hieß Jakob Ehrlich, mit welchem er stets umgieng. Dieser zeigte ihm oft, daß das sehr unanständig sey, aber Keisleder meinte, er könne sich das nicht abgewöhnen.

„Nicht abgewöhnen? ver setzte Ehrlich, das müßte nicht gut seyn. Weißt du was, lieber Christian, ich will dir einen Vorschlag thun? Er wird dir zwar etwas unangenehm seyn, aber wir erreichen unsre Absicht gewiß.“

Chr. Und der wäre?

Jak. So oft du schwörst, gebe ich dir eine Ohrfeige. Du mußt aber nicht böse werden?

Chr. Es sey!

Der Vorschlag wurde also angenommen. Sie spielten zusammen, und ehe es sich Christian versah, hatte er eine Ohrfeige. Dieser hatte den Akkord, den sie zusammen gemacht hatten, schon wieder vergessen, und fragte ihn, warum er schlage?

Jak. Weil du geschworen hast.

Chr.

Chr. Ich geschworen? Meiner — —

Jak. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Plauz, hatte er wieder eine Ohrfeige.

Ihr Lehrer hatte von ferne zugehört, und bemerkte, daß Ehrlich ein paarmal Reisledern Ohrfeigen gab. Wie geht das zu, dachte er? Es sind doch sonst gute Freunde. Er rief sie also zu sich. Beide erzählten den Vorgang aufrichtig. „Die Kur, sagte Jacob lächelnd, ist zwar etwas schmerzhaft, allein ein bißchen Schmerz ist doch immer besser, als eine langwierige Krankheit. Auf meine mündlichen Erinnerungen hörte er nicht, ich mußte sie ihm daher ein wenig fühlbar machen.“

Der Lehrer lobte Jacobs Arzneien, ob sie gleich etwas bitter waren.

„Laß dir nur, lieber Christan, sagte der Lehrer weiter, diese Kur gefallen. Du wirst, wenn du das Schwören lässest, dann allenthalben weit mehr Achtung genießen, als jetzt, zumal du oft Verheerungen hinzufügst, wenn auch die Sache nicht wahr ist. Ich weiß wohl, daß es bei dir Gewohnheit ist; allein es ist eine schändliche Gewohnheit, ein großes Laster, bei jeder Kleinigkeit den heiligen und ehrwürdigen Namen Gottes zu misbrauchen. Ich habe, das weiß ich, nicht weiter nöthig, dir das

Unschick

Unschickliche, das Fehlerhafte zu zeigen, du wirst das alles selbst einsehen."

Christian bat um Verzeihung, und zugleich seinen Freund, in der Cur, wenn sie auch noch so schmerzhaft wäre, fortzufahren. Sie wahrte nicht länger als 8 Tage, und der Patient war gesund.

 XI.

Lotterieloose sind Eingangszettel ins Armenhaus.

Heinrich Vollbort kam zu seinem Vater gehüpft, und fragte ihn, ob er nicht ein Lotterieloose nehmen dürfe? Herr Schweizer habe gesagt, er könne auf einmal etliche tausend Thaler gewinnen.

Dazu kann ich dir, lieber Heinrich, antwortete sein vernünftiger und guter Vater, die Erlaubnis nicht geben. Lotterieloose sind Eingangszettel ins Armenhaus, ja oft gar ins Suchthaus. Wer sein Glück in der Welt durch Lottesrien machen will, der ist schon halb verlohren. Lerne du was, und verlaß dich auf deine Redlichkeit und Geschicklichkeit, so wirst du gewiß in der Welt dein Auskommen finden, und wenn ich dir auch nicht einen Heller hinterlasse.

Nach

Aber man kann ja lieber Vater, diesen Einwurf machte er dagegen, geschickt und redlich seyn, und doch auch in die Lotterien setzen. Vielleicht wär ich glücklich!

Ich will, erwiederte der Vater, dir erst einige Beispiele von der unglücklichen Lottosucht erzählen, und dann hören, ob du noch Lust hast, in das Lotto zu setzen.

In Lüttich war vor einigen Jahren ein Geistlicher, Namens Perlott, der hatte die Armenkasse in Verwahrung, die sich auf 1500 thlr. belief. Diese setzte er nach und nach ins Lotto, und verspielte sie. Nun brachte ihn die Verzweiflung zu dem unmenschlichen Entschlusse, einen seiner Freunde, Namens Delmotte, umzubringen und zu berauben. Er kam des Morgens 4 Uhr in dessen Wohnung, wo er wohl bekannt war, lockte die Mägde, zwei Schwestern, unter dem Vorwande, ihre Mutter läge am Tode, und verlange sie noch einmal zu sehen, aus dem Hause, ermordete beyde mit verschiedenen Messerstichen, gieng dann ins Schlafzimmer des Hauses Herrn, und brachte ihm verschiedene Stiche bei, und hernach in das Zimmer eines bei ihm wohnenden Geistlichen, der sein Freund war. Dieser war ihm an Stärke überlegen, und warf ihn zum Zimmer hinaus: verfolgte ihn aber nicht, aus Furcht, daß er mehr Helfershelfer bei sich

Sprichw. II. Theil.

F

haben

haben könne. Er entwischte zwar damals, wurde aber gleich erhascht. Die Strafe war entsetzlich. Er wurde auf einer Schlette nach dem Gerichtspatz gebracht, auf dem Wege achtmal mit glühenden Zangen gezwickt, dann auf ein Kreuz gebunden, wo ihm Arme und Beine entzwei geschlagen wurden. Alsdenn wurde sein Körper noch lebendig aufs Rad geflochten, wo er nach Verlauf einer Stunde erst vollends erwürgt wurde.

Heinrich zitterte bei dieser Erzählung am ganzen Leibe.

So elend, fuhr der Vater fort, macht das Lotto den Menschen, daß er sogar ein Mörder werden kann, der Mörder seines besten Freundes. Und du wolltest in das Lotto setzen?

Eine gemeine Frau in einem Dorfe in Schlesien war durch das Spielen im Lotto so weit herunter gekommen, daß ihr niemand mehr einen Groschen borgte. Sie bat einen Garmann aufs dringendste, ihr nur noch ein einzigesmal etwas zum Einsatz vorzuschließen, weil ihr eben von einer Nummer geträumt habe, welche gewiß heraus kommen werde. Der Mann läßt sich überreden, und bald darauf bezahlte sie ihn wieder von dem Gewinnst, den sie erhalten haben will. In der Folge wird bekannt, daß sie immer mehr große Summen gewonnen habe, vorzüglich in einem

Lotterie, die sie nicht nennen will: weil es da verboten ist, in fremde zu setzen. Die Frau ist nun auf einmal reich, schafft sich schöne Kleider an, läßt ihr Haus verschönern, geht nicht mehr zu Fuße, sondern fährt, macht Lustparthien mit ihren Bekannten, läßt ihren Mann nicht mehr arbeiten, und gibt ansehnliche Parthengeschenke. Ihrem Reichthum, der sie zur Sparsamkeit ermahnt, gibt sie zur Antwort: es reiche für sie und ihre Kinder hin, wenn sie auch 100 Jahr lebe. Unter der Hand borgt sie gleichwohl große Posten: bezahlt aber wieder, sobald man Mißtrauen gegen sie äußert, und läßt beim Bezahlen merken, daß sie noch viel Geld übrig habe. Reitende Boten bringen ihr Nachricht von großen Summen, die sie gewonnen haben soll, auf die sie ihre Gläubiger bis Johannisstag vertröstet. An diesem Feste fährt sie mit ihrem Manne angeblich nach Berlin, und nimmt 1700 thlr. baar mit. Der Mann kommt auch wieder: aber auf die Wiederkunft der Frau hofften verschiedene Leute mit Weinen und Jammern, besonders ein Garnmann, dem sie 1500 thlr. schuldig war.

Solche Genies, seht Hr. N. Becker, in seiner Zeitung, aus der ich diese Erzählung genommen habe, hinzu, bildet das Lotto unter dem gemeinen Volke, wie das Farao unter den Vornehmern: und so verlöscht mit dem Vermögen

des getäuschten Volks, zugleich auch die alte deutsche Redlichkeit, im Handel und Wandel.

In Erlangen wurde vor ein paar Jahren eine Frau vor Gericht geladen, um daselbst von einer gewissen Waare, die als gestohlnes Gut eines anderwärts eingebrachten Diebes verdächtig war, und welche von ihr in der Stadt zum Verkauf umher getragen worden, Rechenschaft zu geben. Sie hörte kaum von der ergangenen Citation, als sie unsichtbar wurde, und erst 8 Tage darauf fand man sie in der dort vorbeifließenden Rednitz, und zog sie todt heraus. Diese Unglückliche war sonst eine arbeitsame und rechtschaffne Frau, und nur seit einigen Jahren ließ sie sich verleiten, ins Lotto, erst wenig, dann immer mehr und mehr, einzusehen, um ihren Verlust auf einmal wieder zu bekommen. Weil aber immer für sie vortheilhafte Nummern von einer Zeit zur andern ausblieben, und sie nicht mehr nachhalten, geschweige die Schulden, die sie deshalb heimlich gemacht hatte, bezahlen konnte; so mußte sie auf eine neue Quelle, woraus sie Geld zum Verspielen erhalten könne, denken. Sie ließ sich, mit Vernachlässigung ihrer häuslichen Geschäfte, aufs Trödeln ein. Aber auch diese Quelle war nicht ergiebig genug, nur die Collecteurs zu befriedigen. Sie gerieth in Verzweiflung, die aber bei ihrer angebohrnen aufgewekt

weckten Gemüthsart, nicht merklich ward; Sie suchte ihre geheimen Grillen mit Brandwein zu erkaufen, verheelte Diebeswaaren, und sprang wegen Verantwortung dieser und vielleicht noch mehrerer sträflichen Handlungen besorgt, und ungedenklich ihrer unversorgten Kinder, in den Fluß. Die einzige Ursache der stufenweisen Verirrung dieses Weibes, von der Bahn der Rechtschaffenheit, bis zur bösslichen Verlassung ihrer Kinder und zum Selbstmord, war also das Lotto. Sollte man das Lotto nicht in die Litaney setzen?

Ein witziger Kopf sagt: das Schicksal hat vorzüglich zwei Uebel in der Welt ausgespendet. Das eine ist die Pest, eine Plage für den Orient *), das andre das Lotto, das Verderben des Occidents. Er hat auch ganz recht, wenn er das Lotto mit der Pest vergleicht. Jenes macht die Menschen noch elender und unglücklicher, als diese, weil letztere die Menschen nur tödtet, aber jenes die Menschen zur Sünde und zum Laster verführt. Vielleicht rottet man es auch in Europa aus, wie die Pest.

Nun, hast du noch Lust ins Lotto zu setzen?

Nein! antwortete Heinrich. Unterdessen ersauben Sie mir noch einen Einwurf. Alle diese Menschen haben es übertriften. Sie sollten nicht mehr einlegen, als sie hätten entübrigen können.

F 3

So

*) Unter Orient versteht man die Morgenländer, und unter Occident die Abendländer.

So haben, erwiederte der Vater, alle die gedacht, die anfänglich hinein gesetzt, und am Ende sich betrogen gefunden haben. Du willst nur eine Kleinigkeit daran wenden. Manchmal gewinnt einer etwas, das lockt. Der dritte gewinnt gar nichts, er sucht also durch verdoppelten Einsatz das Glück zu zwingen, daß es ihm hold seyn soll; bis er denn endlich ein Bettelmann ist.

Ich habe einen Kaufmannsdienere gekannt, der doch endlich 800 thlr. gewann. Als er aber genau berechnete, was er hinein gesetzt hatte, so überstieg der Verlust den Gewinn mit 122 Thlr. und etlichen Groschen.

Lotterien und Lottos sind Erfindungen gewisser Menschenfeinde, die den armen Unterthanen das Geld ganz unvermerkt aus der Tasche spielen, also wahre Beutelschneider. Daher schaffen auch gute Fürsten die Lottos und Lotterien in ihren Ländern ab, und machen es zum Gesetz, daß der Unterthan auch nicht in fremde einlegen darf.

Du hast doch noch Nachbar Grumholzen gekannt? Er ging vor etlichen Jahren fort, ohne daß man weiß, wohin? Dieser machte sich auch durch das Lotto elend. Er war sonst ein fleißiger und guter Bürger, wurde aber, wie du, verleitet, sein Brod und Auskommen von dem Lotto zu erwarten.

Er fand sich betrogen, machte Bankerot, und verließ eine Frau mit 5 unerzogenen Kindern.

Man, liebes Väterchen, sagte Heinrich, will ich nicht hineinsagen, da Sie mir so erschreckliche Folgen, die das Lotto hat, erzählt haben. Ich will lieber durch Fleiß, Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit mein Brod zu verdienen suchen.

Dazu gebe Gott seinen Segen, setzte der Vater hinzu.

XII.

Ein magerer Bergleich ist besser, als ein fetter Prozeß.

Das Sprichwort pflegte Meister Nilsen bei seinem Sohne Niklas anzuwenden, der ein Erstreitkopf war, und immer das letzte Wort behalten wollte. Er mochte nun recht haben, oder nicht, so bestand er doch auf seiner Meinung, und wenn er glaubte beleidigt zu seyn, so war er gewiß unter seinen Mitschülern der Erste, der bei seinen Lehrern etwas zu klagen hatte. Jeder, der ihn kannte, prophezeiete ihm auf seine älteren Jahre nicht viel Gutes, wenigstens immerwährenden Verdruß und Mangel an Fröhlichkeit und Zufriedenheit. Kann es auch

wohl einen unglücklichen Menschen geben, als den, der nie zufrieden ist, und mit allen Menschen in Haber und Verdruß lebt? Das glaubte aber Niklas nicht, und doch ist es wahr.

Einmal kam er zu seinem Vater, und erzählte ihm, daß ihn Nachbars Christel habe fortgehen heißen. Ich habe, sagte er, ihm nicht recht geben können. Das hat ihm verdrossen.

Ich glaube jenem, erwiederte der Vater, eher als dir, da du in allem Recht haben willst, wenn du auch Unrecht hast. Lieber Niklas! es ist mir Bange um dich. Ich befürchte, du wirst einmal ein sehr unglücklicher Mann werden, da du gar nicht nachgeben kannst, und auch dann ungestüm bist, wenn du das Recht gar nicht auf deiner Seite hast. Komm Her und lies mir einmal die Fabel vor. Er schlug Gellerts Fabeln auf. Es war die:

Ja ja, Prozesse müssen seyn &c.
Niklas war darüber berreten, behauptete aber dem Ohngeachtet, daß er recht gehabt habe.

Das sieht dir, antwortete der Vater, ganz ähnlich, daß du noch immer recht zu haben behauptest. Was betraf denn euren Streit?

Nik. Christel hat eine Magnetnadel von seinem Pothem zum Geschenk erhalten. Wir sprachen darüber. Da behauptete er auch, es gäbe gewisse Gegenden, wo sich die Magnetnadel gegen Süden drehe.

drehe. Und das ist doch nicht wahr. Sie weicht nie vom Norden ab. Das habe ich erst heute in der Schule gehört. Ich widerlegte ihn also, und da sagte er: ich wäre ein Rechthaber. Das verdros mich. Ich antwortete darauf: er könne nichts. Da hieß er mich gehen.

Wader: Das habe ich doch gleich gedacht. Christel hat Recht. Damit ich dich recht überführe, so will ich es dir schriftlich beweisen. Er schlug Campens Entdeckungen von Amerika auf.

Nun saß er beschämt da, und wußte nichts zu antworten. Statt daß er seinen Fehler auf der Stelle hätte gut machen, und seinen Irrthum eingesehen sollen, setzte er sich in eine Ecke, und hieng das Maul, weil er Unrecht hatte. Das machte er oft so. Da er war manchmal so ungezogen, daß er seinen Eltern und Lehrern geradezu widersprach, und wenn er gestraft werden mußte, sich mit Worten so widersetzte, daß sie ihn aus der Strube zu gehen heißen mußten. Jede Beleidigung, die ihm widerfuhr, rächte er auf der Stelle, so, daß er in immerwährendem Streite mit seinen Mitschülern lebte, und von der Schulstrafe fast keinen Tag befreiet war.

Er verließ nun die Schule, und lernte seines Waters Handwerk, der ein Klemperer war. Nun hätte er doch verständiger und klüger werden sollen,

allein er blieb der alte Niklas, der in allen Gesellschaften das Wort führen, und — wie gewöhnlich — immer Recht haben wollte, wenn ihm auch kein Verdienstlicher Recht geben konnte. Das bekümmerte den alten Meister Nilsen, dessen einziger Sohn er war, außerordentlich. Der Alte, der ihn durch seine Vorstellungen oft zurechtwies, und ihn von manchem Verdruss befreiete, legte sich auf das Krankenbette, und starb. Einige Tage vor seinem Ende rief er seinen Niklas zu sich, und redete ihn also an:

Lieber Niklas! Bald werde ich nicht mehr sein. Ich fühle es. Vielleicht ist in ein oder zwei Tagen mein Lebensfaden zerrissen. Nun, wie Gott will! Ich würde gern sterben, und mit Ruhe in die Ewigkeit hinübergehen, wenn das stete Andenken an dich diese Ruhe nicht unterbräche. Mir ist um deinetwillen bange. Ach! lieber Sohn! wenn du mich noch ein wenig lieb hast, und dir dein Glück nur einigermaßen schätzbar ist, so höre auf die letzten Worte deines sterbenden Vaters!

Hier! fuhr er fort, hier übergebe ich dir etwas versiegelt, welches du nach meinem Tode erbrechen sollst. Sobald du künftig in Gefahr bist, irgend mit jemanden in Streit und Prozeß zu kommen, denn dieser wird bei deiner heftigen Gemüthsart und Rechtahaberei nicht ausbleiben, so überlege wohl, was ich mit dem Vermächtnisse, das ich dir hinterlasse,

lasse, sagen will. Und wird dir dann noch das Andenken deines Vaters, der jetzt um dich besorgt ist, werth und heilig seyn, so wirst du mir auch folgen. Versprich mir das bei Hand und Mund!“

Niklas schluchzte überlaut, und konnte nichts weiter herausbringen, als — ich will alles — alles thun!

„Nun, so will ich auch ruhig sterben, erwiederte der Vater, denn ich weiß nun, daß es dir nicht übel ergehen wird.“

Meister Nilsen starb, und Niklas weinte um den Verlust eines so lieben Vaters, wie es von einem Kinde, das seinen Vater nur einigermaßen liebt, zu erwarten ist. Nach einigen Tagen, wie sich der Schmerz etwas gelegt hatte, eröffnete er das versiegelte Päckchen, um doch zu sehen, was es in sich enthielte.

Es war ein Bild, das zween Prozessirende vorstellte, davon der eine, der den Prozeß gewinnt, im Hemde, und der andere, der ihn verliert, nackend vorgestellt waren. Darunter stand:

Ein magrer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß.

Zum Andenken für seinen Sohn Niklas, von dessen Vater Andreas Nilsen.

„Der gute Vater! dachte Niklas, wie besorgt er um dich ist! Gewiß, ich will folgen!“ Das war sein fester Entschluß.

Der

Der Mensch faßt immer gute Entschlüsse und Vorsätze, nur Schade! daß er sie selten ausführt. So gieng es unserm Niklas Nilfen auch. Die Eindrücke, die der Mensch in der Jugend erhält, die Gewohnheiten in derselben, die Vorstellungen, die man sich von einer Sache macht, werden nach und nach zu stark, als daß man sich derselben so bald wieder entwöhnen könnte. Doch, der Mensch kann schon Vieles thun, wenn er will, versteht sich, daß er nichts Unvernünftiges wollen muß. Niklas fiel oft und vielfältig noch in seinen alten Fehler zurück, besonders in Gesellschaften, weil er seine Hitze gar nicht zu mäßigen wußte. Wenn er denn nach Hause kam, und das hinterlassene Bild seines guten Vaters erblickte, so war er manchmal so verdrüsslich und ärgerlich über sich selbst, daß er sich oft vornahm, gar nicht wieder in Gesellschaft zu gehen.

Einmal kam er mit seinem Nachbar um einer Kleinigkeit willen zusammen. Er schimpfte ihn sogar. Dieser wollte das nicht leiden, und drohte ihn zu verklagen. "Er kann nur hingehen, dann will ich ihm erst zeigen, daß er ein schlechter Mann ist." Das war seine Antwort.

Als sich seine Hitze gemäßiget, und er von ohngefähr das Bild der Prozessirenden sah, besann er sich, und beschloß sogleich auf der Stelle, die letzten Bitten seines Vaters zu vollbringen. Er gieng nun
gleich

gleich zu seinem Nachbar, der nun eben seine Freude am Klagen und Prozeßiren nicht hatte.

„Hören Sie, sagte er, Herr Nachbar! ich komme, von Ihnen wegen des Vorgefallenen Verzeihung zu hohlen.“ Dieser wußte gar nicht, wie er das nehmen sollte: denn er kannte ihn zu gut. „Sie wundern sich, fuhr er fort, daß ich den ersten Schritt zur Versöhnung thue. Es ist mir sauer geworden, ich gestehe es; aber nun freuet es mich doch, daß ich mich überwunden habe.“

Er erzählte ihm nun das geheime Vermächtniß seines Vaters, und dieser lobte die That, und bat ihn, als Freund und Nachbar, so fortzufahren. „Ich denke ja, antwortete er, daß ich nach und nach im Stande seyn werde, mich zu besiegen. Schon jetzt empfinde ich das süße Vergnügen, daß uns das Nachgeben gewährt.“

Sie beschloßen, recht nachbarlich und freundschaftlich zu leben.

Wenn man den ersten Schritt zur Tugend gethan hat, so sind die folgenden schon leichter, um auf ihrer Bahn fortzuwandeln. Niklas Nilsen wurde immermehr Herr über sich, welches ihm nicht wenig Vergnügen machte, und er lernte einsehen, daß ein magerer Vergleich besser sey, als ein fetter Prozeß.

Wer die Wahrheit geigt, dem schmeißt man den Fidelbogen um den Kopf.

Philipp saße wunderte sich, warum seine Mitschüler ihn so ungern in seiner Gesellschaft hatten, und warum oft das gesellschaftliche Vergnügen oder Gespräch in Stocken gerieth, so bald er dazu kam.

Ich weiß nicht, sagte er einst zu seinem Lehrer Herrn Brav, warum ich so verhaßt bin, da ich doch niemanden beleidige.

Br. Das nimmt mich nicht Wunder, lieber Philipp, du bist ja selbst die Ursache davon.

Ph. Warum?

Br. Du bist oft in deinem Urtheile über andere Personen zu voreiltig und untersuchst bei deinen Worten nicht, ob nicht andere dadurch beleidigt werden.

Ph. Ach! Wer wird denn alle Worte auf die Goldwaage legen! Ich rede, wie ich es meine, und rede die Wahrheit.

Br. Aber weißt du denn nicht, daß man demjenigen, der die Wahrheit geigt, den Fiedelsbogen an den Kopf schmeißt; oder, wie das lateinische Sprichwort sagt: Veritas odium parit. Wer die Wahrheit sagt, den haßt man.

Ph. Also soll man keine Wahrheit reden?

Br.

Br. Wer hat denn das gesagt? Es liegt freilich der Sinn in diesem Sprichworte, daß man sich durch die Bekanntmachung der Wahrheit oft Feinde macht. Deswegen braucht man aber keine Unwahrheiten zu sagen. Es gibt noch einen Mittelweg.

Ph. Und das wäre, lieber Brav?

Br. Zuweilen schweigen, oder die Wahrheit nie auf eine beleidigende Art sagen.

Ph. Es giebt aber auch Menschen, die gleich alles übel nehmen.

Br. Eben deswegen muß man in seinen Reden behutsam seyn. Du kennst ja den Kaufmann Stiel. Warum heißt man den nur den groben Stiel?

Ph. Weil er jedermann Grobheiten sagt?

Br. Hast du denn aber je von ihm gehört, daß er gelogen hätte?

Ph. Das habe ich nie gehört. Man weiß vielmehr, daß er nie eine Unwahrheit sagt.

Br. Und doch wird er bei aller seiner Wahrheitsliebe ungerne gesehen. Warum?

Ph. Vermuthlich, weil er manches ohne Ueberlegung, manches auf eine beleidigende Art sagt.

Br. Richtig. Man kann, oder vielmehr man muß die Wahrheit immer sagen, nur mit Klugheit und Vorsicht. Warum sieht man den Herrn Kuhl so gern in jeder Gesellschaft.

Ph.

Ph. Weil er sehr höflich und bescheiden ist.

Br. Hast du noch eine Unwahrheit von ihm gehört?

Ph. Nein; immer das Gegentheil.

Br. Man lobt auch die Wahrheitsliebe an ihm und liebt ihn allgemein.

Ich lebte einige Zeit in Cassel, wo ich des Abends, wenn ich des Tages über mich müde gearbeitet hatte, eine Gesellschaft besuchte, die sich durch Gespräch, Scherz und gute Laune erheiterte. Zu dieser kam auch ein gewisser Kohlmann, ein sehr braver, rechtschaffner und gefälliger Mann, dessen größte Freude darinn bestand, andern Gefälligkeiten aus wahrer Güte des Herzens zu erzeugen. Er war immer zuerst bereit, andern zu dienen, und machte sich eine wahre Freude daraus, Unglücklichen durch Rath und That an die Hand zu gehen. Falschheit war ihm nie eigen. Wahre teutsche Rechtschaffenheit zeichnete sich durch alle seine Handlungen aus. Mit dieser Güte des Herzens verband er vielen Verstand, und besaß nicht wenig Gelehrsamkeit, und doch hatte er Feinde genug, weil er die Wahrheit oft mit zu grellen Farben zeichnete. Sobald er von einer Unredlichkeit hörte, die irgend jemanden widerfahren war, so trat ihm gleich das Blut in das Gesicht. Er vergaß sich dann ganz, und schonte auch den Angesehensten nicht. Er kam dadurch oft in Verdruß. Dies

ders

durch seine Offenherzigkeit bei seinen Lehrern beliebt, und verbesserte durch sie seine Fehler. Auf diese Art wurde er immer besser und klüger. Vielleicht könntest du etwa glauben, er hätte sich Feinde gemacht, weil er immer die Wahrheit redete. Keinesweges! Nur sehr schlechte Menschen konnten ihn hassen. Er gab aber auch niemals seine Mitschüler an, es wäre denn gewesen, wenn irgend jemanden ein großer Schade bevorgestanden hätte. So entdeckte er einmal seinem Lehrer, daß sich die Knaben beredet hätten, sie wollten des Abends dem Müller, Meister Sabern, der sich stets mit ihnen herumzankte, weil sie ihn durch ihr Spiel manchen Verdruß machten, die Fenster einwerfen. Dadurch befreyte er seine Mitschüler von der Strafe, die sie in dem Entdeckungsfalle erhalten hätten, und den Müller vom Aerger und Verdruße, ja vielleicht gar von einem großen Unglücke, das leicht durch irgend einen Stein hätte angerichtet werden können.

Sonst war er nie der Ankläger, selbst da nicht, wenn er war beleidiget worden. Das wußte man von ihm. Daher wurde er selbst bei seiner Wahrheitsliebe allgemein geschätzt und geliebt. Seine Mitschüler waren ihm auch da nicht feind, wenn er die Wahrheit, zu ihrem Nachtheile aussagen mußte. Zuweilen fuhr ihn wohl einer an und sagte: Mußt du denn alles sagen? "Nicht alles," erwiderte er dann

dann, sondern nur was wahr ist. Was kann ich denn dazu, daß du einen unbesonnenen Streich gemacht hast? Ich werde deswegen kein Lügner werden.“

Bei einer solchen Denkungsart konnte es ihm nicht fehlen, daß er allenthalben gut aufgenommen wurde. Es nahmen sich, da er arm war, etliche Menschenfreunde seiner an, und ließen ihn studieren. Seine Redlichkeit und Offenherzigkeit, sein freimüthiges und tugendhaftes Betragen, gewann jedem, der ihn kannte, die Freundschaft ab. Bei solchen guten Eigenschaften fehlte es ihm in der Zukunft weder am Brode, noch an mancherley Freuden in der Welt. Jedermann hatte gern Geschäfte mit ihm. Kam das Gespräch auf ihn, so hieß es allezeit: **der hat den Namen recht mit der That.**

Er bekleidete eine Ehrenstelle nach der andern, bis er endlich Obrister; Rathsmeister wurde. Die ganze Stadt freute sich jedesmal, wenn die Stadtregierung ihn traf. Ihm war es gleichviel, ob er einen Reichen oder Armen vor sich hatte. Er sprach nur demjenigen das Recht zu, der es auf seiner Seite hatte. Damals glaubte man nicht mehr daran: daß das Recht eine wächserne Nase habe. Als er starb, weinte die ganze Stadt um ihn, und mancher Bürger, der ohne ihn vielleicht um alles gekommen wäre, opfert ihm noch jetzt eine Thräne

auf seinem Grabe. Die Denkschrift auf seinem
Leichensteine lautet so:

Hier liegt ein Mann
Der in der That das war, was er hieß:
Wilhelm Wahrmann.
Der nie eine Unwahrheit redete
Und
Demohngeachtet allgemein geliebt wurde.
Thue desgleichen.

XIV.

Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige.

Unsere alten Vorfahren pflegten schon zu sagen:
Auf eine Lüge gehört ein Backenschlag.
Doktor Johann Agricola, der in dem funf-
zehnten Jahrhundert lebte, läßt sich darüber
folgendermaßen aus:

„Also ernstlich haben die Teutschen an der
„Wahrheit gehangen, daß sie die Lügen, wenn
„man sie hat lügen heißen, bald gerochen haben,
„und nicht gesäumet, dieselbe zu strafen. Es
„steht einem ehrbaren Manne nichts so wohl an,
„als Wahrheit reden. Herwiederum so stehet ihm
„nichts

„nichts so übel als lügen. Darum wo
 ihm eine Lügen zugesagt wird, so soll er sie ver-
 antworten, so lieb ihm seine Ehre sey, die er
 doch mit dem Leben vergleichen soll.“

Daß der Lügner ein verachteter Mensch ist,
 haben wir an Fritz Großmaulen gesehen, der
 sich durch seine Lügen um alle Achtung brachte,
 und zuletzt von Kindern verspottet wurde. Es
 gibt aber auch noch Lügner, die mit ihren Lügen
 andern absichtlich Schaden wollen, und sich freuen,
 wenn sie irgend jemanden bei der Nase herum-
 geführt haben. Solche sind ganz verächtliche Men-
 schen, und schon Sirach sagt von ihnen, daß
 ein Dieb zwar ein schändlich Ding sey, ein
 Lügner oder ein Verläumder aber doch noch
 viel schändlicher. Er vergreift sich gewöhn-
 lich an dem ehrlichen Namen seines Nebenmen-
 schen, und schont oft seinen besten Freund nicht,
 weil er eben nichts Besseres zu thun weiß, als
 lügen. „Der gute Name, sagt ein berühmter
 englischer Schriftsteller, ist Mann und Weib
 das schätzbarste Kleinod ihrer Seelen. Wer
 mir mein Geld stiehlt, stiehlt mir einen Bet-
 tel; es ist Etwas — es ist Nichts. Es war
 mein, und ist sein, und ist schon ein Slav
 von tausend andern gewesen. Aber wer
 mich um meinen guten Namen bringt, der
 raubt mir etwas, das ihn nicht bereichere,

aber mich wahrhaftig arm macht." So wie aber jeder Unart und jedem Laster, die Strafe auf dem Fuße nachfolgt: so kann auch der Lügner und Verläumder nichts anders als Strafe erwarten. Ist denn das nicht Strafe genug, wenn er als ein Lügner allgemein bekannt ist?

Wer ihn einmal kennt, läßt sich so leicht nicht von ihm betrügen. Es müßte einer sehr einfältig seyn, der sich zum zweitenmale von ihm hintergehen ließe.

Mit der Entstehung dieses Lasters geht es nun wie mit allen menschlichen Gebrechen. Das Kind erzählt etwas Unwahres, dann lügt es, und zuletzt ist es daran gewöhnt. So wie nun die Kräfte des Körpers wachsen, so wachsen auch die Kräfte der Seele. Gewöhnt sich diese an edle und gute Gesinnungen, so wird der Knabe, oder das Mädchen brav und rechtschaffen werden, aber auch umgekehrt lasterhaft, wenn sie in der Jugend ihre Freude an Lastern und Gottlosigkeit hatten.

Jacob Gränzel hatte seine einzige Freude daran, wenn er seine Mitschüler necken, oder erschrecken, oder einen andern Schaden zufügen konnte. Bald fiel er auf der Strafe von selbst hin, und that, als wenn er ein Bein, oder Arm zerbrochen hätte, und sprach, mit Lachen auf, wenn jemand herbeieilte, ihm zu helfen. Bald schrie er um Hülfe, als läge

er

er im Wasser; bald rufte er Feuer. Wenn er sie denn nun alle in Bewegung gesetzt hatte, so trat er hin und lachte aus vollem Halse. Nach und nach lernten sie den Spasvogel Jakob kennen. In der Zukunft wollte es ihm auch nicht mehr gelingen, seine Mitschüler zu erschrecken; denn so bald es hieß: Gränzel hats gesagt, so thaten sie alle, als wenn sie es nicht gehört hätten. Aber einmal suchte er sie auf eine andere Art zu hintergehen. Nämlich er erzählte ihnen, daß er jetzt vom Markte käme, da habe er denn gesehen, daß Rost am Halseisen sey. So hieß ein Mann, der allgemein bekannt war. Und als man ihm nicht glauben wollte, so schwur er dazu Stein und Bein. Das wirkte; denn sie konnten nicht glauben, daß er gar zu lasterhaft sey, und die Sünde der Lügen noch durch einen Schwur vergrößern sollte. Die neugierigen Knaben sprangen fort, und fanden keinen Menschen auf dem Markte, geschweige jemanden am Halseisen. Sie kamen zurück, und schon von weitem lachte sie Gränzel aus. Du bist doch, sagte einer, ein Jofeulicher Mensch!

“Warum?”
Weil du deine Unwahrheit mit einem Schwure bekräftigen wolltest.

“Ich habe nicht falsch geschworen. Gehe einmal hin, und siehe zu, ob nicht Rost am Halseisen ist?”

Nun sahen sie wohl ein, daß er sie durch eine Zweideutigkeit hintergangen hatte, aber sie glaubten doch, daß er falsch geschworen habe, und der Lehrer gab ihnen recht. Man nennt das hier zu Lande, sagte er, einen Jesuiteneid. Die Jesuiten nämlich lehrten sonst, man könnte auf gewisse Worte schwören, die einem der Richter oder Ankläger vorlegte, ohne eben das zu beschwören, was sie verlangten, sondern man dürfe nur mit den Worten einen andern Sinn verbinden, so wie es Gränfel machte, der unter Kost, nicht Meister Kosten den Schmidt verstund, sondern wirklichen Kost, der sich leicht ans Eisen ansezt. Auf diese Art führte er euch an, und glaubte sogar nichts Unrechtes zu thun, wenn er dazu schwüre.

Der Lehrer gab ihm deswegen noch einen Verweis, mit der Drohung, daß er im nochmaligen Uebertretungsfalle derb gezüchtigt werden würde.

Gränfel wurde so bekannt, daß ihm niemand mehr traute. Einst hörten seine Mitschüler jemanden ängstlich rufen, sie horchten auf, und waren schon bereit, dem Geschrei nachzugehen, als sie Gränfels Stimme hörten. "Es ist ja Gränfel," sagte einer, und alle kehrten um. Sie ließen ihn schreien und rufen, so viel er wollte. Jetzt wurde er nun durch seinen eigenen Schaden gewahr, daß jedes

jedes Laster sich selbst bestrafe. Er lag im Wasser, das an der Schule vorbei floß, und würde gewiß ersoffen seyn, wenn ihm nicht zu seinem Glücke ein Mann entdeckt hätte, der ihn herauszog.

Es gieng ihm beinahe wie jenem Knaben, der Schaafse hütete, und immer schrie: der Wolf kömmt. Es sprangen jedesmal Leute herbey, um den Wolf von der Heerde abzuhalten; allein sie sahen niemals einen Wolf, sondern der muthwilltge Knabe hatte nur seinen Spas mit ihnen. Er trieb das immer so fort, bis nach und nach niemand mehr auf ihn hörte. Einmal kam denn der Wolf wirklich und packte die Heerde an. Er rief und schrie, allein niemand wollte sein Schreien verstehen, und der Wolf trug ein Schaaf nach dem andern weg.

Gränzel trieb es denn so weit, daß er allgermein mit dem Namen Lügen-Gränzel gebrandetmarkt wurde. Dabei war er so böshast, daß er oft die Ehre des andern kränkte, und immer das nachtheiligste von seinen Nebenmenschen sprach. Ob er gleich sogar vonder Obrigkeit einigemal gestraft wurde, so unterließ er doch seine Bosheit nicht.

Jeder ehrliche Mann schämte sich, mit ihm zu reden, und konnte er es nicht vermeiden, so war schon der Entschluß gefaßt, kein Wort von ihm zu glauben. Daß er bei solchen Umständen kein sonders

liches Glück in der Welt gemacht, könnet ihr leicht denken. Er starb im Armenhause.

Wollte sich wohl einer von euch so verächtlich und elend machen, als dieser? das glaube ich doch nicht. Auf eine Lüge gehört ein Baskenschlag, sagten unsere Vorfahren. Ihr sollt deswegen nicht gleich die Lügen so handgreiflich rächen, wie es unsere Alten thaten, sondern nur dadurch lernen, daß nichts abscheulicheres und unanständigeres sey, als das Lügen.

XIII.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.

Mit diesem Sprichworte pflegte immer David Drachnil seine Dummheit und Unwissenheit zu entschuldigen, so wie es viele gibt, die unsere gebräuchlichen Sprichwörter ganz verkehrt anwenden. Er blieb aber auch Zeit lebens ein Dummkopf, ohngeachtet er Schulen und Universitäten besucht hatte. Denn letzter ist der Nürnbergische Trichter noch in keines Menschen Händen, um die Gelehrsamkeit oder andere nöthige Kenntnisse in den Kopf hinein zu trichtern. Zwar war er ein wenig einfältig, aber seine Faulheit

heit und Trägheit war doch am meisten Schuld, daß er gar nichts lernte. Auch das wirkte bei ihm nicht, daß seine Mitschüler ihn immer aufzogen. So machte ihn einmal einer weiß, er müßte sich trepaniren lassen, wenn er etwas lernen wollte, und er war einfältig genug, dieses zu glauben. Er bat sich von dem Lehrer, der über ihn besonders die Aufsicht hatte, 2 Groschen aus, um sich von dem Feldscheer trepaniren zu lassen, weil sein Kopf nicht alles das fassen könne, was er doch lernen müsse. Kaum konnte sich der Lehrer des Lachens enthalten. Nachdem er ihm nun erklärt hatte, was trepaniren heiße, so erschreckte er selbst über seine Einfalt. Der Lehrer gab ihm noch überdies einen Verweis, daß er nicht aufmerkamer wäre. "Ich habe ja das kürzlich erst erklärt, sagte er, allein du gibst auf nichts Acht. Du wirst ein unglücklicher Mensch werden, wenn du dich nicht mehr anstrengst." Alle Ermahnungen und Erinnerungen aber, waren so gut als in den Wind geredet. Auf Universitäten lernte er noch weniger, als auf Schulen, wo er durch eine genauere Aufsicht noch zum Lernen angehalten wurde. Er studirte die Theologie, wurde auch wirklich Candidat, blieb aber das allgemeine Gespötte und Gelächter der Stadt, und suchte vergebens um ein Amt nach.

"Was soll denn aber das Sprichwort: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, bedeuten?"

zen? fragte Gottfried. Es soll nur so viel bedeuten, antwortete ihm der Lehrer, daß es nicht immer gut ist, daß wir alles wissen, nämlich, wenn es uns Verdruß oder Aerger, oder irgend ein Uebel zuziehen kann. Es ist besser, man verschweigt etwas, das einen andern alteriert, wie man spricht, oder ohne Noth unangenehme Empfindungen verursacht. Ein Reisender kam einmal spät in einem Gasthose an, und wurde vom Hunger sehr geplagt. In der Eile wußten sie nichts zu machen, als ein Stück Fisch, der leicht zu kochen ist. Der Wirth hatte einen Kal stehen, ließ ihn aus dem Fischkasten holen, die eine Hälfte kochen, und die andere legte er einstweilen zurück, und salzte sie ein, um sie zum weitem Gebrauche aufzuheben. Der Fremde ließ es sich wohl schmecken, und reiste des andern Tages ab. Als der Wirth den nämlichen Tag wieder einen Kal gekauft hatte, und nun in den Fischkasten thun wollte, so fand er zu seinem Erstaunen den Kal noch darin. Er erkundigte sich bei seiner Frau, ob sie etwa auch einen gekauft, aber sie wollte davon nichts wissen. Er holte also aus dem Topfe die andere Hälfte heraus, und fand zu seinem noch größern Erstaunen, daß es die Hälfte einer Schlange war.

Gottfried. Einer Schlange? Ich dachte die Schlangen wären giftig.

Lehrer.

Lehrer. Bei uns nicht. Es ist das ein Vorurtheil. Doch soll es einige Arten geben, die giftig sind, wie man das von einer gewissen Schlange sagt, die sich in Böhmen aufhalten soll, der Pfeifschlange, ich glaube so heißt sie. Ein Mädchen suchte einmal Brombeere im Walde, und wurde plötzlich von einer solchen Schlange in den Hals gebissen. Sie schrie gewaltig, aber kaum kamen ihr ihre Gespietinnen zur Hülfe, als sie schon todt war. Ihr Gift muß also sehr tödtlich seyn, denn sonst pflegen die Menschen von dem Biße etner giftigen Schlange nicht gleich zu sterben. In andern Ländern giebt es viele dergleichen, wie z. B. die böse Klapperschlange, gewisse giftige Lydechsen, wie es eine auf dem Cap geben soll, deren Biß einen unheilbaren Ausfluß, der erst nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres mit dem Tode aufhöre, verursachen soll. Die Hottentotten nennen sie r'Geitge. Besonders ist es aber, daß die Wilden in Afrika und Amerika die giftigen Schlangen ohne weitern Schaden essen. Das Gift thut im Magen, also von innen, gar keinen Schaden, sondern nur, wenn es von außen, durch einen Biß in den Körper oder in das Blut eindringt. Das wissen auch die Wilden. Sie bestreichen daher ihre Pfeile mit dergleichen Gift, um ihre Feinde, es mögen Menschen oder Thiere seyn, damit zu tödten.

Gottfr. Nun! der Fremde:

Lehrer. Der Fremde befand sich noch sehr wohl, als er ohngefähr ein Jahr darauf wieder in den nämlichen Gasthof kam. Der Wirth freute sich seines Wohlseyns, und fragte ihn: Wie ihm das letztmal der Kal geschmeckt habe? „Gut, war die Antwort. Aber warum fragen Sie eben darnach?“ Der Wirth war einfältig genug, das Geheimnis, das er Zeitnehmens hätte gegen ihn verschweigen sollen, zu entdecken. Der Fremde erschreckte so sehr darüber, daß er am ganzen Leibe zitterte, sich auf sein Pferd setzte, und krank nach Hause kam. Er lebte nur noch einige Monate und starb.

Gottfr. Aber die Schlange hatte ihm ja nichts geschadet, warum erschreckte er denn so?

Lehrer. Vermuthlich starb er an Einbildungen, welche die Menschen oft tödten, oder sehr krank machen können. Der Wirth hätte doch besser gehandelt, wenn er davon stille geschwiegen hätte.

Gottfr. Ich würde auch keine Schlange mit Appetit essen.

Lehrer. Ohnstreitig, weil du schon sehr gegen sie eingenommen bist. Du hast gehört, daß die Wilden sie mit Vergnügen essen, so wie andere bei uns an Froschkeilen, Schnecken, Austern und andern Sachen, die mancher kaum sehen kann, eine Ergößlichkeit finden.

Gottfr.

Gottfr. Wie war denn aber der Wirth zur Schlange gekommen?

Lehrer. Man sagt, daß sich die Schlangen und Aale miteinander begatten. Wie sie in den Fischkasten gekommen ist, weiß ich dir nicht zu sagen. Sie kann durch ein Loch hineingekrochen seyn. Mir ist diese Geschichte zwar für wahr erzählt worden, aber gesetzt, sie wäre es nicht, so beweist sie wenigstens, daß es nicht immer gut für einen andern sey, ihm alles zu sagen, zumal wenn er von Vorurtheilen eingenommen ist, und es irgend eine Speise betrifft, vor welcher er sich scheuet.

Gottfr. Noch eine Geschichte. —

Lehrer. Friedrich Gutmann wurde immer von einem andern Knaben, Namens Wunderlich, beleidigt, ohne daß er wußte, warum? Bei jeder Gelegenheit suchte dieser an jenen zu kommen; allein er war zu vernünftig Wunderlichs Beleidigungen zu erwidern. Einst kam ein sogenannter Achselträger, (eine Art Menschen, die um eines kleinen Vortheils willen ihren besten Freund verrathen würden) der es sich zum besondern Vergnügen machte, alles nur mögliche, was er etwa gehört, andern zuzutragen, um sich das Ansehn zu geben, als wäre er ein Freund von ihm, zu Gutmannen, und erzählte ihm, was Wunderlich alles Böse von ihm gesagt hatte. "Ich will es nicht wissen, antwortete dieser,

was

was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Durch dein Zutragen machst du die Sache nur immer ärger.“ Er hatte Recht. Bloss dieser war an der Feindschaft schuld, die zwischen beiden herrschte. Wunderlich war empfindlich, und fieng daher jederzeit die Beleidigung an, und bloss Gurmanns Nachgiebigkeit verhinderte, daß nicht zwischen ihnen offenbare Gewaltthätigkeiten ausbrachen. Es ist daher besser, man verschweigt gegen seine Freunde und Bekannten die Lästerungen und übeln Nachreden, welche man von ihnen höret, wenn sie weiter keinen Schaden anrichten, und verhehlt digt sie lieber, welches aber doch auch mit Sanftmuth geschehen muß, weil sonst leicht der andere noch erbitterter wird.

Die letztere Erinnerung war für Gottfried den besonders heilsam und nützlich, weil er auch gerne alle Worte, die vorkamen, andern wieder erzählte, und man sich bei jeder Klage, die vor den Lehrer kam, auf ihn berief. Doch muß ich zu seinem Ruhme sagen, daß er den Wink des Lehrers verstand, und von der Zeit an nicht mehr alles ausplauderte.

Das Sprichwort, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, ist aber auch eine Erinnerung für diejenigen, die gern alle Geheimnisse in den Familien ausspähen, und zum Schaden derselbigen bekannt machen, eine Erinnerung für die
Neu:

an und für sich selbst nicht sträflich, sie wird es aber, wenn sie zur Unzeit befriediget wird, wie bei den zwei Barsüßermönchen, oder wie es jenem neugierigen Knaben gieng, der seiner Neugierde wegen bald um seine Nase kam.

Gottfr. Um seine Nase?

Lehrer. Ja freylich! hast du denn nichts von der Geschichte gehört, die sich vor kurzem in Tennstädt zugetragen hat?

Gottfr. Nein, ich kann mich nicht's erinnern, erzählen Sie sie uns doch!

Lehrer. Wenn ich wüßte, daß ihr daraus etwas Nützliches lerntet, und durch euer künftiges Betragen zu erkennen gäbet, daß dergleichen Erzählungen nicht bloß eure Wisbegierde befriedigten, sondern auch Aenderung eurer Gesinnung hervorbrächten, so würde ich mir eine Freude daraus machen.

Gottfr. Ach ja! lieber Lehrer, wir wollen uns auch rechte Mühe geben, daß wir darnach thun. Erzählen Sie uns nur. —

Lehrer. Franz Hinterthür, der Sohn eines Predigers, wurde oft so sehr von der Neugierde geplagt, daß er Abends unter den Häusern stehen blieb, und die Leute in den Stuben behorchte, um zu erfahren, was sie mit einander sprächen? Er tauschte auch wohl zum Fenster hinein, wo die Stuben niedrig genug waren, um zu sehen, wer darinne sey, und was die Leute vornähmen. Alles, was

er nun da gesehen und gehört hatte, trug er eifrig
 tend nach Hause, und erzählte es dem Gesinde,
 das bei seinem Vater in Diensten stand. Keiner
 Mensch wußte, wie es zuging, daß der Magd
 des Predigers alles so haarklein bekannt war, so
 gar das, was unter vier Wänden gesprochen wür-
 de. Einige Leute meinten gar, es wäre Zauber-
 rei, und der Teufel müßte mit im Spiele seyn.
 Aber durch einen besondern Vorfall erklärte sich
 endlich das ganze Geheimniß von selbst. Sein
 Vater, der Prediger, bekam einmal Besuch von
 einem seiner Freunde, der ihn nach der gewöhn-
 lichen Begrüßung bat, mit ihm allein zu spre-
 chen. Sehr wohl, sagte der Prediger, wir wol-
 len ins Gartenhaus gehen, da sind wir ganz al-
 lein — und Beide begaben sich gleich darauf ins
 Gartenhaus. Kaum hatte Franz die Pforte des
 Hauses vernommen, als sogleich seine Neugierde er-
 wachte, und den unglücklichen Entschluß hervor-
 brachte, seinen Vater zu behörchen. Er schlich sich
 in den Garten, troch hinter den Spalteren weg,
 und kam so ganz unbemerkt zum Gartenhause; er
 gieng ganz leise die Treppe hinauf, und verbarg
 sich hinter der Thür der Stube, in welcher sich
 sein Vater mit dem Gaste befand. Er konnte alles
 sehr deutlich hören, was Beide miteinander sprach-
 ten; aber seine Neugierde war hierdurch noch nicht
 genug befriediget, er wollte gern den Gast in Aus-

gen haben. Er steckte also seine Nase, so weit er konnte, hinten zwischen die Oeffnung der Thür, um in den Winkel der Stube, wo sich Beide befanden, sehen zu können. Die Thür knarrte, und der Vater, der Franzens Neugierde aus vielfältigen Erfahrungen gar wohl kannte, gieng hin und machte hastig die Thür zu; als sich auf einmal ein klägliches Geschrei erhob: Ach, meine Nase! meine Nase! — Nu, was giebt's? sprach der Prediger, indem er die Thür eröffnete. "Ach, Vater! meine Nase, meine Nase! — zwischen der Thür — gesteckt." Der Vater, dem vor Schrecken Arm und Beine zitterten, erkannte gar bald, was vorgefallen seyn möchte. Er fand, daß die Nase ganz zerquetscht war. Ach Gott! schrie er, du unglückliches Kind, wie oft habe ich dich nicht deiner Neugierde wegen gewarnt, aber du hast mir nicht gehorcht, bis dich die Folgen deiner Thorheiten selbst treffen. Der Gast, der den Besuch abstattete, war ein Chirurgus, oder Wundarzt, der besah gleich den Schaden, und wendte die schicklichsten Mittel an, Franzens Nase so gut, als nur möglich, zu heilen. Aber die starken Eindrücke, welche die Thür verursacht hatte, blieben ein ewiges Merkmal seiner Thorheit. Dieser Vorfall wurde nun in der ganzen Stadt bekannt, allenthalben erzählte man von dem Franz Sinterthür, und von dem Unglücke, welches seine Nase erlitten hatte. —

Jeder aber, der es hörte, zog die Lehre daraus, daß es besser sey, seine Nase nicht in alles zu stecken. Seeleman, der sich getroffen fühlte, weil er auch die üble Gewohnheit hatte, die Leute zu behorchen, wurde feuerroth, und versprach bei Hand und Mund, nicht wieder zu horchen, denn auch er war einmal seiner Neugierde wegen übel angekommen. Es waren nämlich zwei Bauern sehr lebhaft mit einander im Gespräch begriffen. Ludwig trat dann auch hin, und horchte, was sie sprachen. Das ärgerte die Bauern, und einer von ihnen gab ihm eine Ohrfeige. Da weinte Ludwig nicht ein klein wenig. — Das war der Wink, auf den der Lehrer anspielte; er besetzte sich auch wirklich. Sonst waren viele in Verlegenheit, wenn er irgendwo war, weil er alle Worte, die gesprochen wurden, weiter trug; als kein Jekt war er allenthalben beliebt, und viele machten sich ein Vergnügen daraus, seine Wissbegierde zu befriedigen, da sie niemals in eine sträfliche Neugierde ausartete. Wenn andre etwas sprachen, das sie nicht gern dem dritten hören lassen wollten, so war er so artig, sich entweder mit etwas anderm zu beschäftigen, bis er sahe, daß das Gespräch wieder allgemein war, oder er entfernte sich eine Zeit lang. Dann vergönnete man es ihm herzlich gern, sein Wörtchen auch mit darein zu geben, wenn es Zeit und Gelegenheit erlaubte.

Lust und Liebe zu einem Ding
Macht alle Mühe und Arbeit gering.

„Arbeit ist anfänglich verdrüßlich, zuletzt bringt sie Vergnügen.“ Dies schrieb einst ein Lehrer unter eine Ausarbeitung, die einer seiner fleißigen Schüler geliefert hatte. Wilhelm Storck, so hieß er, arbeitete anfänglich sehr ungerne, besonders wenn ihm die Arbeit etwas sauer wurde. Da er aber doch einsah, daß der Mensch in der Welt da sey, um sich so glücklich zu machen, als möglich, und man ohne Fleiß und Mühe nichts erlangen könne, so nahm er sich recht ernstlich vor, nichts unvollendet zu lassen, was er einmal angefangen habe. Nach und nach wurde ihm die Arbeit immer leichter, und zuletzt brachte es ihm wirklich Vergnügen.

Was war es nicht für eine Freude für ihn, wenn er in dem Baumgarten eine Musterung über die gepfropften Stämmchen hielt, und seinen Fleiß durch das schnelle Wachsthum belohnt sah, auch wohl mitunter eine Erstlingsfrucht abnehmen konnte?

Ein Birnbäumchen machte ihm einstmalen besonders viel Vergnügen. Es war ganz voller Knospen. Sein guter Vater kam eben dazu, als er

er das gewahr wurde. Was hast du denn, lieber Wilhelm, was dich so freut?

Wilh. Sehen Sie nur das Bäumchen, wie voll von Knospen es ist!

Vater. Du wirst dich noch mehr freuen, wenn du älter wirst, und die Früchte deines Fleißes einerndten kannst. Steh, mein Lieber! so kann der Mensch schon in seiner Jugend anfangen Gutes zu stiften, wenn er nur Lust dazu hat. Nicht wahr, anfänglich warst du manchmal ungehalten, wenn ich dich zur Arbeit anhielt, oder verdrüsslich, wenn nicht gleich alles nach deinem Kopfe so fertig war, wie du es wünschtest. — Aber Lust und Liebe zu einem Ding —

Wilh. Macht alle Müß' und Arbeit gering. Dies habe ich kürzlich erst erfahren. Kommen Sie einmal her. Ich habe dort den Hügel abgetragen. Sehn Sie, nun ist die Aussicht noch einmal so schön. Ich habe zwar manchen Schweißtropfen darüber vergossen, aber nun macht es mir auch eine rechte Freude, zumal wenn ich denke, das hast du durch deinen Fleiß zuwegegebracht. Ich wollte mir jetzt das Leben nicht wünschen, wenn ich ohne Arbeit wäre.

Vater. Langerweile ist auch die größte Straße für den Menschen, selbst der Müßiggänger macht sich etwas an schaffen, nur sind es gewöhnlich Sa-

chen, die ihm oder andern Menschen unnütz, und wohl gar schädlich sind. Wer aber Lust hat, Gutes zu stiften, der findet immer etwas, worauf er seine Zeit nützlich verwenden kann. Und wie glücklich ist der, der immer etwas zu arbeiten findet. Die Arbeit ist für den Menschen die größte Wohlthat. Sie erhält Körper und Seele gesund.

Wilh. Aber neulich sagte doch Meister Zalsband. Die Arbeit wäre eine Strafe Gottes. Weil die ersten Menschen sich versündigt hätten, so hätten sie auch zur Strafe arbeiten müssen, da sie vorher ganz unbekümmert um ihr täglich Brod gewesen wären. Ist denn das wahr?

Vater. Das glauben leider noch viele Menschen, ich aber nicht. Und ich will dir auch die Gründe sagen, warum?

Wilh. Nun?

Vater. In der Bibel steht davon nichts, vielmehr wird ausdrücklich gesagt, daß Gott den Menschen in einen Garten gesetzt habe, daß er ihn baue. Wenn nun der Mensch diesen Garten bauen sollte, so mußte er doch auch arbeiten. Die Menschen brauchten zwar anfänglich nicht viel, weil sie die mehresten Bedürfnisse, die mancherlei Speisen, Getränke, Kleider und dergleichen nicht brauchten, die wir nöthig haben. Unterdessen mußten sie sich doch Beschäftigung machen, um dadurch die Langerweile

zu vertreiben, und auch den nöthigen Unterhalt sich zu verschaffen; denn du darfst dir unter dem Paradiese keinen Ort vorstellen, wo Milch und Honig wie Wasser geflossen, und wo einem jeden die gebratenen Tauben ins Maul gestogen wären, sondern eine Gegend, die von Natur fruchtbar genug war, den ersten Menschen ihre Bedürfnisse darzureichen.

Da der Menschen nun immer mehrere wurden, so breiteten sie sich auch mehr auf der ganzen Erde aus, so, daß sie nun allenthalben bewohnt ist. Unser jetziges Vaterland, das gewiß so schön, und vielleicht noch schöner, als das Paradies ist, wo Adam und Eva darinne wohnten, war vorher ein dichter Wald, voller Bäume, Sümpfe und wilder Thiere. Das würde es noch seyn, wenn die Menschen die überflüssigen Waldungen nicht ausgerottet, die wilden Thiere nicht getödtet und verjagt, und die Sümpfe nicht ausgetrocknet hätten. Da der liebe Gott haben wollte, daß die Erde bewohnt werden sollte, und er sie, wenigstens bei uns, so erschaffen hatte, wie ich sie jetzt beschrieben habe, so müssen nothwendig die Menschen auch die Hände aufheben und arbeiten. Ueberdem, wenn warest du denn recht vergnügt und heiter, wenn du nichts gethan, oder wenn du die Arbeit glücklich vollbracht habtest?

Willh. Jederzeit nach der Arbeit.

Vater. Die Menschen würden also weit weniger

niger Freude in der Welt haben, wenn sie ohne Beschäftigung leben müßten. Ein gewisser Herr, so erzählt man, hatte ein groß Verbrechen begangen, weswegen er das Leben hergeben sollte. Der Fürst glaubte, daß die Strafe für ihn noch zu gelinde sey. Er ließ ihn in ein Gefängnis bringen, und befahl, daß ihm nicht das geringste dargereicht werden sollte, womit er sich beschäftigen könnte, weil er wußte, daß er ein sehr arbeitsamer Mann, und dieses für ihn gewiß die empfindlichste Strafe war. Er hatte auch ganz richtig geurtheilt: denn der arme Gefangene wünschte sich vielmals den Tod, weil er ganz und gar keine Beschäftigung hatte. Einmal machte er sich an die Schildwache, und bat diese recht inständig, ihm doch etwas zu geben, womit er sich beschäftigen könne, es möge seyn, was es wollte. Der Soldat hatte einen Brief Stecknadeln bei sich, den gab er ihm. Der Gefangene zog nun alle die Nadeln aus dem Briefe heraus, streute sie allenthalben in der Stube herum, las sie wieder auf, und steckte jede sorgfältig an ihren Ort. Dies war seine tägliche Beschäftigung, dies that er blos, um sich das größte Elend des Menschen vom Halse zu schaffen, nämlich die Langeweile.

Welch eine Thorheit ist es also nicht, wenn sich einige Menschen über die Arbeit beschweren, und sie als eine Strafe Gottes ansehen!

Wilh.

Wilh. Das werde ich gewiß in meinem ganzen Leben nicht thun.

Vater. Da wirst du auch nie eine üble Laune bekommen, denn diese entsteht auch oft aus Mangel der Arbeit.

Wilh. An Arbeit soll es mir nie fehlen, wenn ich keine habe, will ich mir schon welche verschaffen, habe ich keine Lust dazu, so will ich sie mir machen.

Denn Lust und Liebe zu einem Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe.

XVII.

Rehre erst vor deiner Thür, dann hilf dem Nachbar.

Michael Steffen, so erzählte Herr Lautergast, seinen Kindern, nährte sich und seine Frau mit weiter nichts, als mit seiner starken Faust und Art, und beyde waren zur täglichen Nahrung hinlänglich. So lange ihm Gott Gesundheit schenkte, so lange hatte er und sie Brod und Nahrung, so daß er mit seinem Zustande zufrieden war. Nur die Frau Steffen ärgerte sich immer, daß sie nicht so gut leben konnte, wie die vornehmen Herren und Damen, die alle Tage Braten und Mandeltorte essen

essen, Wein trinken, stets auf dem Canapee sitzen, und sich von ihren Bedienten Chokolade oder Caffee darreichen lassen können. Von dem letztern besonders sprach ihre geläufige Zunge sehr viel, weil sie viel auf den Caffee hielt, und ihr fleißiger Mann ihr nicht immer Geld genug dazu schaffen konnte.

Einst machte er Holz auf dem fürstlichen Schlosse. Sie mußte ihm helfen, und das kleingemachte Holz abtragen. Wie sie sich bückte, so seufzete sie: Ach! über die Eva.

Der Fürst hörte von ohngefähr das Seufzen der Frau Steffen, und war neugierig zu wissen, was sie für Ursache habe, sich über die Eva zu beschweren. Er ließ sie rufen. Ach! sagte sie, gnädigster Herr, hätte Eva nicht gesündigt, und hätte sie sich ihre Lüsternheit versagen können, so hätte ich nicht nöthig hier zu arbeiten.

„So! erwiederte der Fürst. Hättet ihr es denn besser 'gemacht, wenn ihr Eva gewesen wäret?“

Gewiß.

„Wenn das ist, so will ich euch euer Leben recht angenehm und süß machen. Ihr sollt nebst eurem Manne ein Zimmer erhalten, in welchem euch alle Tage das herrlichste Essen, und Wein und Caffee in Menge erwartet. Es wird aber auch allemal eine zugedeckte Schüssel mitkommen. Macht ihr sie auf, so müßt ihr die vorige

vorige Lebensart ergreifen. Ich kann das nur
verläßlich wissen, ob es geschehen ist, oder nicht.

Das Gesicht der Frau Steffen heiterte sich
bei dieser Rede außerordentlich auf. Sie freute
sich schon im Geist auf die Leckerbissen, die da
kommen würden. Michael ließ es sich auch ge-
fallen, und erwartete den schönen Wein mit Un-
geduld, so wie ihm schon der rare Canaster ent-
gegen dampfte, den er aus langen schönen Pfei-
fen in lauter schönen Wirbeln empor blasen würde.

Sie erstelten also ein Zimmer, das prächtig
ausgezieret war, mit Tisch und Stühlen, mit
Betten und Canapees; nur waren hier und da
in dem Fußboden Löcher, die der Frau Steffen
nicht anstuden, aber doch so bleiben mußten,
weil es so befohlen war. Einige Tage lebte denn
das Ehepaar in Lust und Freuden, und Frau Stefs-
fen konnte den Einfall des gnädigsten Fürsten
nicht genug rühmen, der sie so glücklich gemacht
hatte. Des Mittags und Abends wurde ihnen
der Tisch mit den niedrigsten Speisen gedeckt,
aber die verbotene Schüssel kam auch allezeit mit.
Anfänglich bekümmerte sich die Frau Steffen gar
nicht darum, als sie aber einige Tage, es konn-
ten auch wol Wochen seyn, wohl gelebt hatten,
so fieng doch die Neugierde der Frau Steffen
an, sie zu martern und ganz unruhig zu machen,
weil

weil sie gar nicht einsehen konnte, warum die Schüssel da sey, und was darinnen verborgen wäre. Einmal erhob sich unter ihnen folgendes Gespräch:

Frau. Ich möchte nur wissen, lieber Michel, was in der Schüssel wäre?

Mann. Was kann dich das bekümmern? Du weißt ja, was der gnädigste Herr gesagt hat. Nähre sie ja nicht an!

Frau. Sey kein Märchen, ich werde sie nicht aufmachen. Nur ein bißchen hineinschauen mögte ich.

Mann. Auch das sollst du nicht. Du hast mir immer die Ohren voll gebrummt, dann mögte die Reihe an dich kommen.

Frau. Ich weiß aber gar nicht, warum wir sie nicht eröffnen sollen. Es ist gewiß nichts darinne. Der Fürst will uns nur zum Besten haben. Laß mich doch nur ein wenig hinein sehen.

Gesagt, gethan! Sie eröffnete die Schüssel. Ein Mäuschen sprang heraus, zum Tische hinunter, und in ein Loch hinein. Sie stand wie versteinert da, und Michel hob schon seine gewaltigen Fäuste in die Höhe, um sie für ihre Neugierde zu strafen, als plötzlich ein Bedienter in die Stube trat und den Tisch abdeckte. Er war kaum fort, so trat auch der Fürst ins Zimmer, und befahl ihnen, wieder an ihre Arbeit zu gehen.

Das

Das ist gewiß ein Mährchen, sagte Fritz zu seinem Vater.

Das kann wohl seyn, erwiederte er. Aber was ziehst du wohl für Regeln für dich daraus?

Fritz. Daß wir uns über andre Leute nicht aufhalten sollen, wenn wir es nicht besser machen können.

Vater. Gut. Warum hältst du dich denn über Nachbars Christeln auf? Du sagst, er sehe aus wie ein Essentehrer, du bist ja selbst im ganzen Gesichte schmuhsig. Kehre doch erst vor deiner Thür, dann hilf dem Nachbar.

Fritz wurde von seinen Geschwistern ausgelacht. Das verdroß ihm.

Dir geschieht recht, sagte der Vater. Wenn man sich zum Sittenrichter über andre Menschen aufwerfen will, so muß man selbst ganz unsträflich seyn. Dir geht es wie vielen andern, die nie den Balken in ihren Augen, aber den Splitter ihrer Nebenmenschen gleich gewahr werden. Du hast es so an der Gewohnheit, daß du immer gerne tadelst, und deine Fehler selbst nicht ablegst.

Und gesetzt auch, du hättest den gerügten Fehler nicht an dir, so ist es doch nicht artig, besonders öffentlich, jeden kleinen Fehler seines Nächsten zu rügen. Man setzt ihn dadurch oft in die äußerste Verlegenheit. Will man ja so etwas thun, beson-

ders

ders bei einem Freunde, so kann ja das unter vier Augen geschehen, und das auf eine gefällige, freundschaftliche Art. Merke dir das hübsch, und wenn du wieder von dem Tadelgeiste geplagt wirst, so denke du hübsch an das Sprichwort: Kehre erst vor deiner Thür, dann hilf dem Nachbar.

Lange gehungert, heißt nicht Brod gespart.

Herr Mathes pflegte jedem seiner Kinder vierteljährig eine bestimmte Summe Geldes zu geben, von welcher sie sich die nöthigsten Dinge anschaffen mußten, z. B. Federn, Papier, Dinte, Bleistifte, Reiskohlen, u. s. w. Auch mußten sie die kleinen Reparaturen an ihren Kleidungsstücken davon bezahlen.

Hatte sich eines unter ihnen durch Sparsamkeit und Ordnung etwas entübriget, so durfte es dieses nach seiner Neigung brauchen, versteht sich aber, daß sie es nicht übel anwenden durften. So war es z. B. keinem erlaubt, Mäscherei dafür zu kaufen, weil er das für ein Mittel hielt, läderlich und unordentlich zu werden. Dabet hielt er fast wöchentlich eine Untersuchung, lobte die Ordentlichen und Sparsamen, und tadelte die

Nach:

Nachlässigen und Unordentlichen. Wenn das Viertelsjahr um war, mußte jedes Rechnung ablegen.

Ich, sagte Ludwig einmal bet dem Schlusse der Rechnung, ich habe noch 20 Groschen übrig. Und du, lieber Ernst, fragte der Vater weiter.

Ernstem trat eine Thräne ins Auge. Ich bin noch, antwortete er, Christeln 12 Groschen schuldig.

Vater. Wie kömmt das:

Ernst. Ich weiß es nicht. Sehen sie meine Rechnung durch, ich habe nichts Ueberflüssiges ausgegeben.

Vater. Ich will dir gleich sagen, woran der Fehler liegt. Wors erste merke dir die Regel: Lange gehungert, heißt nicht Brod gespart. Du weißt doch, was das heißt?

Ernst. Ja! wer lange hungert, ist nachher desto mehr, und hat also nichts gespart.

Vater. So geht es nun mit allen Sachen. Manche wollen sparsam seyn, sind es aber zur un rechten Zeit, und müssen nachher doppelt so viel anwenden, und oft noch mehr. Ich finde zweimal auf deiner Rechnung für Besohlen der Stiefeln 8 gl. Fritz hat diese Nummer nur einmal.

Ernst. Vielleicht sind die seinigen besser.

Vater. Das nicht. Er hat zur rechten Zeit die kleinen Gebrechen an selbstigen verbessern lassen.

Sprichw. II. B.

3

Du

Du hingegen hast immer geglaubt, daß es noch nicht Zeit sey, das Geld daran zu wenden, und dadurch sind sie immer schlimmer geworden. Wenn man an einer Sache einen kleinen Schaden wahrnimmt, so muß man ihn gleich auf der Stelle heilen lassen, weil er sonst immer größer wird, und folglich noch mehr Aufwand erfordert. Es giebt Menschen, die entweder zu lässig, oder zu geizig sind, für den kleinen Schaden zu sorgen, und welche die Sache immer aufschieben, bis denn endlich die Ausgabe sich noch einmal so hoch beläuft, als wenn sie gleich dazu gethan hätten.

Herr Kalkreuter, der in dem Rufe stehet, ein genauer und ordentlicher Mann zu seyn, kam einmal zu seinem Nachbar Herrn Säufchen. Beide besprachen sich über ihre jährlichen Ausgaben. Kalkreuter erstaunte nicht wenig, daß er weit mehr brauchte als Säufchen. Haben sie denn, fragte er diesen, auch alles ordentlich aufgeschrieben? Gewiß, erwiederte er. Ich muß alle Jahre wissen, was ich einnehme und ausgabe.

Du weißt selbst, fuhr der Vater zu Ernstern fort, daß Säufchen sich und seiner Familie weit mehr Vergnügen macht, als Kalkreuter, und daß die Kinder von jenem weit reinlicher gehen, als von diesem. Dies bemerkte er auch. Er konnte daher den Zusammenhang gar nicht einsehen, wie Säufchen jährlich wohlfeiler wegläme, als er.

Ich

Ich will Ihnen dienen, antwortete Häußchen. Sie sind immer zu genau, und wie es nun einmal nicht anders geht, jede Uebertreibung ist schädlich. Wenn Ihre Frau und Kinder zu einer Kleinigkeit etwas fordern, so haben sie niemals Ohren dazu. Dadurch furchtsam gemacht, lassen sie alles hingehen, wie es gehet, bis Sie selbst bemerken, daß die Reparatur vorgenommen werden muß, und dann kostet alles gewöhnlich noch einmal so viel: Lange gehungert heißt nicht Brod gespart, lieber Herr Nachbar. Sie haben Recht, erwiederte Kalkreuter. Ich sehe meinen Fehler ein, und will ihn zu verbessern suchen. Und damit ich meinen Vorsatz nicht vergesse, so will ich mir in mein Ausgebuch auch das schreiben, was Sie so eben sagten: Lange gehungert, heißt nicht Brod gespart.

Diese Regel, fuhr Herr Mathes fort, will ich auch dir sehr wohlmeinend empfehlen. Du wirst in der Zukunft sehen, daß es weit besser mit deiner Casse stehen wird, als zeither.

Kerst folgte seinem Water, und stand sich sehr gut dabei.

XIX.

Trägheit geht langsam voran, und Armuth
geschwind hinter drein.

Andreas Wizleb erbte von seinem Vater zwar sein Gut und Geld, aber nicht seinen Fleiß und seine Arbeitsamkeit. Was dieser sich erworben hatte, das gieng bei jenem wieder verloren. Armuth war zuletzt sein Loos.

David! komm doch einmal her, rief Herr Scoll. Siehe da find ich ein altes geschriebenes Buch, worinne die Lebensbeschreibungen verschiedener Verstorbenen stehen. Lies doch einmal!

David las: Andreas Wizleb erbte zc. Er wurde hochroth im Gesicht, denn er war sehr träge und faul, und fand sich ganz betroffen.

Leider! sagte der Vater, wird es bei dir auch so gehn. Es ist von jeher in der Welt so gewesen! Trägheit gehet langsam voran, und Armuth geschwind hinterdrein.

David versprach Fleiß und zu seiner Ehre gesagt, er hielt Wort. Dadurch vermied er das unglückliche Loos von Andreas Wizleb.

XX.

An Gottes Seegen Ist alles gelegen.

Der Herr Pfarrer Großmann hatte eine zahlreiche Familie, und desto weniger Besoldung. Sich, seine Frau und zehn Kinder von höchstens 200 Thlrn. zu ernähren, das hieß wirklich viel. Es ist zwar wahr, daß es sehr viele Familien giebt, die noch weniger haben, und sich doch auch ernähren, allein die mehresten besitzen fast immer den Vorzug, daß sie weniger auf Kleidung, Mobilien, Speisen und so manche andre Dinge, zu wenden brauchen, als der Prediger. Sein Stand bringt es oft mit sich, daß er um der Ehre und des Zutrauens willen manchen Groschen und vielleicht Thaler ausgeben muß, den ein anderer in seiner Tasche behalten kann. Dem allen ungeachtet sah man ihn nie über seinen Zustand klagen. Heiterkeit und Fröhlichkeit waren ihm stets eigen. Die Kinder waren gesund, munter und vergnügt, ihre Kleidung reinlich, obgleich nicht prächtig, wie es sich von selbst versteht. In seinem Hause herrschte kein Mangel, mit einem Worte, man hätte glauben sollen, sein Dienst trage ihm viele hundert Thaler ein.

In seinem Dörfchen, wo er Prediger war, lebte ein alter Mann, der vielen Verstand besaß,

In den gesellschaftlichen Zusammenkünften gewöhnlich das Wort zu führen pflegte. Einst sprach man über Glück und Unglück in der Welt. Ja! sagte Nicolaus Eckmann: mancher Mensch läßt es sich recht sauer werden, und doch will es nicht recht fort mit ihm. Andern geht alles zum Glück. Ein Dritter lebt ganz im Elend. Wie mag das zugehen?“

Was ich davon denke, erwiederte der alte Wohlgemuth, das will ich ihm sagen.

Neulich kam ich zu unserm Herrn Pfarrer, als er und seine ganze Familie um den Tisch herum saßen, und ihr Abendbrod verzehrten. Sie waren so vergnügt, so heiter und so munter, als man selten eine Familie erblickt. Ich sahe bald ihn, bald seine lieben Kinderchen an, und mußte für Freuden weinen.

Du! was hat der Alte einmal auf seinem Herzen, sagte der Herr Pfarrer. Ich habe, antwortete ich, meine Freude über Sie und Ihre Kinder. Du lieber Gott! ich bin ein sehr alter Mann, und weiß schon fünf Prediger hier in unserm Dörfchen, aber keiner von diesen lebte so glücklich als Sie. Sie waren alle unzufrieden mit dem Dienste, der auch wirklich schlecht ist, und keiner konnte auskommen, da doch keiner so eine zahlreiche Familie hatte, als Sie. Der liebe Gott muß Sie ganz besonders segnen.

Freilich, mein guter Alter! sagte unser Herr Pfarrer: An Gottes Segen, ist alles gelegen.

Wenn

Wenn Gott seine Hand von uns abzieht, so geht es mit uns niemals gut. Meine Kinder z. B. könnten siech und krank seyn. Das könnte auch mich treffen. Allein Gott ist mir zeither immer gnädig gewesen. Er hat mich vor Krankheiten bewahrt, meine kleine Oekonomie geseegnet, und ich habe stets Ursache ihm dafür herzlich zu danken. Wie gesagt: an Gottes Seegen, ist alles gelegen.

Allein — es kommt auch viel mit auf den Menschen an, wie er den Seegen Gottes anwendet. Wen z. B. der liebe Gott mit einem gesunden und dauerhaften Körper geseegnet hat, der muß nur auch darauf denken, wie er dieses kostbare Geschenk bewahret. Mancher klagt über einen siechen Körper und über die Schmerzen, mit welchen ihn die Vorsehung heimgesucht hat, und ist doch wohl selbst daran Schuld. Der sollte nun freilich nicht Gott anklagen, sondern sich selbst. Warum ist in seines Nachbars Haus so viel Elend? Weil die Familie unter einander so zänkisch und uneinig ist. Alle solche Menschen wenden die Güter, die ihnen der gute Gott geschenkt hat, unrecht an.

Ich sage meinen Kindern oft, daß an Gottes Seegen alles gelegen sey; ich mache ihnen aber auch begreiflich, wie es auch auf sie ankommt, von Gott geseegnet zu werden. Ich empfehle ihnen vor allen Dingen Gebet, Arbeitsamkeit, Ehr-

lichkeit, Klugheit, und endlich Friede unter einander.

Das Gebet, wenn es recht aus Herzensgrund geht, giebt den Menschen Muth, Vertrauen und Stärke. Wenn der erste Gedanke an Gott gerichtet ist, so bekommen alle die guten Entschlüsse und Vorsätze, die er faßt, eine neue Kraft, und werden eher ausgeführt.

Der Mensch ist zur Arbeit geschaffen, er muß also auch arbeiten.

Er wird aber nie bei seinem Gewinn, den er sich durch die Arbeit verschafft, vergnügt und fröhlich seyn können, wenn er sich nicht bewußt ist, daß er ihn auf eine rechtschaffene Art erworben hat. Er muß also auch ehrlich seyn.

Allein er kann beten, arbeiten und ehrlich seyn, und doch dabei manches Leiden und Unglück erdulden müssen, das oft aus Mangel der Vorsicht und Klugheit entsteht. Es gehöret also auch Klugheit dazu.

Und endlich um recht vergnügt und eigentlich glücklich zu leben, muß auch Friede und Einigkeit in den Familien herrschen.

Wo das nun beisammen ist, da kann man eigentl. sagen: daß Gott die Familie gesegnet hat, Sehe er, lieber Vater! diese Regeln habe ich immer zu befolgen gesucht, und habe dabei glücklich gelebt.

Er

Er sprach, fuhr Wohlgemuth fort, noch
 viel darüber, das ich nicht alle gemerkt habe.
 Aber was er sagte, das schien mir alles so wahr,
 so vernünftig und christlich zu seyn, das sich dar
 wider gar nichts einwenden ließ. Nach Tische sang
 gen sie inögesamt ein schönes Tischlied. Der Herr
 Pfarrer spielte das Forteplano dazu. Ich ließ
 mir es geben. Hier ist es. Der Herr Schulmei
 ster soll es den Kindern in der Schule auch lehren:

Gesund und frohes Muthes

Gentesen wir des Gutes,

Das uns der große Vater schenkt.

O preißt ihn, Kinder, preisset

Den Vater, der uns speiset

Und unser Herz mit Freude tränkt,

Er ruft herab: Es werde!

Und Seegen schwellt die Erde

Der Fruchtbaum und der Acker sprießt:

Es lebt und webt in Triften

In Wassern und in Lüften,

Und Milch und Wein und Honig fließt.

Dann sammeln alle Völker

Der Pferd; und Rennthiermelker

Am kalten Pol, vom Schnee umstärmt,

Der Schnitter edler Halme;

Der Wilde, welchem Palme

Und Brodbaum vor der Sonne schirmt.

Gott aber schaut vom Himmel
 In freudiges Gewimmel
 Vom Aufgang bis zum Niedergang:
 Denn seine Kinder sammeln
 Und ihr vereintes Stammeln
 Lobt ihm in tausend Sprachen Dank.

Lobset seinen Namen
 Und strebt ihm nachzuahmen
 Ihm, dessen Gnad ihr nie ermeßt:
 Der alle Welten seegnet
 Auf Gut und Böse regnet
 Und seine Sonne scheinen läßt.

Mit herzlichem Erbarmen
 Reichet eure Hand den Armen
 Wes Volks und Glaubens sie auch seyn!
 Wir sind nicht mehr, nicht minder
 Sind alle Gotteskinder
 Und sollen uns als Brüder freun.

Ich, nahm Caspar Lehmann das Wort
 Habe auch meine besseren Umstände dem guten, lieben
 Manne zu danken. Als ich einmal gegen ihn klagte
 und äußerte, daß alles auf den Seegen Gottes an-
 käme, und wo der fehle, alles den Krebsgang gehe,
 so sagte er mir fast das Nämliche. Ich habe es be-
 folgt und gefunden, daß Gott auch den fleißigen,
 redt

redlichen und rechtschaffenen Mann seegnet. Jetzt klage ich nicht mehr, und bin mit Gott und der Welt zufrieden, das ich sonst nicht war.

Auch ich habe ihm viel zu verdanken, sagte wieder ein anderer. Mir fehlte in meiner Haushaltung nichts. Ich hatte mein reichliches Auskommen; aber heiter und fröhlich war ich nicht. Der Herr Pfarrer kam einmal zu mir, ich klagte es ihm, er zeigte mir den Fehler, durch welchen ich mich und meine Hausgenossen um alle Lebensfreuden brachte. Ich war sonst ein außerordentlicher Stilkopf, er machte mich darauf aufmerksam, und empfahl mir, mich mäßigen zu lernen. Durch seine Aufmunterung habe ich es gelernt. Nun bin ich der geseegnetste Mann. —

Alle kamen denn nun darinne überein, daß es bei dem Segen Gottes viel mit auf die Menschen selbst ankomme.

Noch lebt der Herr Pfarrer Großmann. Ob er gleich schon hoch in die Jahre ist, so ist er doch noch immer heiter und vergnügt, und acht Kinder von ihm, die er nach diesen Grundsätzen erzog, sind versorgt, und leben glücklich.

XXI.

Unfall will seinen Willen haben.

In dem verflossenen Frühjahr, in welchem in unserer Gegend die fürchterlichsten Gewitter
war

waren, gieng ich mit ein Paar Kindern nach einer Gegend spazieren, welche die herrlichste und schönste Aussicht von Thüringen gewährt. Bald nöthigte mich aber ein Donnerwetter, das mit dem heftigsten Hagel begleitet war, in ein nahgelegenes Dorf zu flüchten. Ich mußte über drei Stunden in dem Wirthshause zubringen, und unterhielt mich indeß mit andern, vorzüglich mit Bauersleuten, die ein ähnliches Schicksal dahin geführt hatte. Das heftige Gewitter gab den guten Leuten Gelegenheit, viel vom Hagel, Einschlagen und Erschlagen zu reden.

Vor ein Paar Tagen, erzähle einer unter ihnen, ist eine Stunde von hier auch ein Mann vom Blitze getödtet worden. Er war noch früh um zehn Uhr im Walde, lief eine Stunde weit ins Amt, kehrt in aller Geschwindigkeit zurück, und wird unterwegs vom Blitze erschlagen. Das heißt recht: Unfall will seinen Willen haben.

Wie so, mein Freund? antwortete ich.

Bauer. Ja, er konnte sich ja noch etwas in dem Amte verweilen, so wäre das Gewitter vorüber gewesen. Aber der Mensch sieht sein Unglück nicht voraus. Wenn ihm etwas Widriges begegnen soll, mein Herr, da kann es der Mensch nicht ändern.

Ich. Er hat schon darinne Recht, daß dem Menschen manches Uebel begegnet, welches er nicht hinter

hinterreiben kann, aber viele ziehen sich doch immer ihre Uebel selbst zu, und entschuldigen sich auch damit, daß sie sagen: Es hat so seyn müssen; oder, wie er sagte: Unfall will seinen Willen haben. Ich habe das Unglück des Erschlagenen auch schon gehört. Mir ist aber von einem glaubwürdigen Manne, dem ich sicher trauen kann, gesagt worden, daß der Getödtete gewissermaassen selbst daran Schuld sey. Er ist, wie er, mein Freund, selbst bemerkt, um zehn Uhr aus dem Walde weggegangen, oder vielmehr, weggelaufen, ist dreiviertel auf elf Uhr im Amte, kehrt zurück, und ist um halb zwölf wieder im Walde, macht also eine Zeit von drei guten Stunden in Einer und einer halben. Er hat sich, ganz natürlich, außerordentlich angegriffen und erhitzt. Unterwegens überfällt ihn das Wetter, und wer nur ein wenig Kenntniß vom Gewitter hat, kann also gar leicht einsehen, wie ihn das Unglück treffen konnte, da das Laufen bei einem Gewitter sehr schädlich ist, und die zu heftige Ausdünstung den Blitz an sich zieht! Er ist also an seinem Unfalle selbst Schuld. Ein anderer Bauer nahm das Wort: Sie haben Recht, mein Herr! Ich habe oft über das mancherlei Unglück nachgedacht, und sehr oft gefunden, daß die Menschen an den mehresten Uebeln selbst Schuld sind. Weil sie aber die Schuld nicht gern auf sich nehmen, so schieben sie es auf

das

das Schicksal, auf Gott, zuweilen auch auf den Teufel, oder was sie zuerst aufreiben können. Mein Nachbar geht gern zum Biere, und bleibt auch gern lange sitzen. Vor dem Jahre geht er einmal etwas betrunken in später Nacht nach Hause, und bricht das Bein entzwei. Er tröstete sich auch damit: Unfall will seinen Willen haben.

Ich freute mich über diesen Mann, daß er so vernünftig und einsichtsvoll sprach. Fritz und Carl unterhielten sich noch lange mit ihm, und waren sehr zufrieden mit seiner Unterhaltung.

Endlich kehrten wir bei dem herrlichsten Sonnenscheine nach der Stadt zurück. Die ganze Natur schien von neuem belebt zu seyn. Der Wohlgeruch von so vielen Kräutern und Blumen duftete uns allenthalben entgegen, und die Luft war so rein und wohlthätig für unsere Körper, daß wir uns der Güte des Schöpfers nicht genug erfreuen konnten.

Fritz gieng immer in Gedanken hinterher, und schien sich in seinen Betrachtungen ganz versöhren zu haben. Ich bemerkte das, und fragte ihn also: Warum er so in Gedanken gehe?

Fritz. Ich habe meine Betrachtungen über das Gewitter. Es ist, als wenn nach dem Gewitter alles, was Leben hat, Thätigkeit erhielt. Ich athme weit frischer, als vorher, und fühle die Wohlthätigkeit desselben durch meinen ganzen Körper.

Aber

Aber es richtet doch auch viel Unglück an. Wie traurig werden jetzt die Dörfer seyn, die das heutige Unglück betroffen hat? Ihr Fleiß und ihre Arbeit ist umsonst. Manche werden darben müssen: denn die Felder sind zerstört.

Ich. Du scheinst mir vielen Antheil an dem traurigen Loose dieser Armen zu nehmen. Und der erste Gedanke, der uns aufstößt, ist immer der: Warum muß eben diese das Unglück, oder der Zufall treffen? Denke aber einmal recht nach, ob es nicht möglich sey, diese Uebel zu lindern.

Friz. Ich wüßte nicht, wie?

Ich. Der Roggen, *) dem es jetzt am meisten schadet, kann abgemähet, und noch Gerste auf den Acker gesäet werden. Die Gerste kann noch sehr gut gerathen. Sie darf nur um Roggen umgesetzt werden, und der Schade ist geheilet.

Friz. Wie aber, wenn das Unglück eben vor der Erndte geschieht, und keine Gerste gesäet werden kann?

Ich. Da ist freilich nicht viel zu machen. Unterdessen gäbe es doch wohl noch ein Mittel, den Schaden in etwas wieder gut zu machen.

Friz.

*) Roggen wird an vielen Orten uneigentlich Korn genannt. Das ist falsch.

Fritz. Das wäre?
Jch. Ist es nicht ein großes Unglück, wenn Feuer in der Stadt oder auf dem Lande ist.

Fritz. Ja freilich!
Jch. Aber doch nicht mehr so groß, als noch vor etlichen Jahren.

Fritz. Warum nicht?
Jch. Weil wir jetzt die für Stadt und Land wohlthätige Feuerversicherung haben. Das ganze Land giebt einen kleinen Beitrag, und dadurch wird so ziemlich der Schade, den das Feuer angerichtet hat, geheilt. Könnte man nicht eben so gut eine Hagelversicherung, oder, wie man es nennen wollte, errichten? Der Schade würde geschätzt, wie bei dem Feuer, und von dem Lande ersetzt.

Fritz. Warum thut man denn das nicht!
Jch. Ja, lieber Fritz, wenn die Menschen wollten, so könnten sie gar viel Unglück und Elend mildern, ja manches gar ausrotten. Gott hat ihnen die Mittel gleichsam vor die Füße gelegt, aber sie stoßen sie von sich, und wollen keinen Gebrauch das von machen.

Fr. Woher kommt das?
Jch. Weil sie ihren Verstand, welchen doch Gott ihnen deswegen gegeben, daß sie immer klüger, verständiger und folglich glücklicher werden sollten, nicht anwenden. Viele sind zu unwissend, und viele
 sind

sind von so vielen Vorurtheilen eingenommen, daß man mit den besten und vernünftigsten Gründen bei ihnen gar nicht durchkömmt.

Fr. Was ist das, ein Vorurtheil? Ich habe das Wort oft gehört, ich verstehe es aber nicht recht.

Ich. Ein Vorurtheil ist eine Meinung, die man ohne hinlängliche Gründe angenommen hat. Da nun der Mensch gewöhnlich viele Vorurtheile für seine Meinungen hat, sie mögen auf Irrthum oder Wahrheit beruhen, so machen eben diese Vorurtheile, daß viel weniger Gutes in der Welt geschieht, als geschehen könnte. Z. B. bei den Gewittern ist besonders der Blitz schädlich. Warum?

Fr. Weil er an den Häusern einschlägt, zündet, und oft Menschen tödtet.

Ich. Kann dem Uebel nicht abgeholfen werden?

Fr. Ja! durch Ableiter.

Ich. Warum bedienen sich die Menschen wohl nicht derselben?

Carl. Vermuthlich, weil sie zu theuer und kostbar sind.

Ich. Das wäre so etwas. Aber jetzt mache man sie schon wohlfeiler. Ueberdem könnte doch wohl an ein Haus, das oft ertliche hundert und tausend Thaler kostet, noch so viel, und wenn es hundert Thlr. wären, gewendet werden, was ohngefähr ein Ableiter kostet. Das ist eben die Ursache nicht,

Sprichw. II. B.

R

was

warum es unterlassen wird, sondern viele glauben, Gott dadurch zu beleidigen.

Carl. Wie so?

Joh. Sie sagen, solche Menschen dünken sich zu klug, und wollen in die Rechte Gottes eingreifen.

Fr. Was soll das heißen?

Joh. Sie wollen gleichsam seiner Mache Grenzen setzen; daß er nicht thun kann, was er will. Das ist denn nun ein gewaltiges Vorurtheil; denn da dürfte man sich auch nicht gegen die Pest, oder gegen jede andere Krankheit schützen, sondern es bloß so hingehen lassen, wie es geht, weil es Gott auch so veranstaltet hat, daß Krankheiten in der Welt sind. Wir sollen aber uns gegen jedes Uebel schützen. Das will Gott haben. Darum gab er uns Verstand. Der Bliß ist zuweilen auch ein Uebel, darum müssen wir uns auch vor ihm schützen. Vor hundert und mehreren Jahren wüthete die Pest gar oft in unserm Vaterlande, weil man keine Vorkehrungen gegen sie traf. Nun hat sie seit langen Zeiten uns verschont, weil man jetzt in Städten und Dörfern auf mehrere Reinlichkeit siehet, und gleich alle Mittel aufbiethet, um sie zu unterdrücken, wenn sie sich auch einmal in den europäischen Ländern einschleichen sollte. Alle die Schiffe, die aus Asien, wo der Sitz der Pest ist, vorzüglich aus der Levante, nach Europäischen Häfen

fen kommen, müssen die Contumace oder Quarantaine halten, das heißt, keiner von den auf dem Schiffe befindlichen Menschen darf in 40 Tagen aus dem Schiffe an das Land kommen, bis man gewiß ist, daß niemand von den Schiffsleuten etwa mit der Pest angesteckt ist.

Ein alter Mann, der auch noch sehr viel Vorurtheile hatte, erzählte mir einmal folgende Anekdote:

Zur Zeit der Pest gieng der Bürgermeister zu Frankenhäusen mit seinem kleinen Sohne spazieren. Als sie an das Thor kamen, war es verschlossen. Das Kind wundert sich darüber und fragt den Papa um die Ursache. Weil, war die Antwort, die Pest niemand in die Stadt bringen soll.

„Wie kommen denn aber die Tauben in die Stadt?“

„Sie fliegen hinein.“

„Nun! hätte das kluge Kind weiter gefragt: kann denn die Pest nicht auch hineinfliegen?“

Darüber wäre der Vater stüzig geworden, und hätte nun eingesehen, daß man dem lieber Gott nicht vorgreifen müsse. Er hätte sogleich die Thore öffnen lassen, und es Gott überlassen, ob er die Stadt verschonen wolle oder nicht.

Dieses Verfahren lobte der alte Mann sehr. Ich finde aber, daß es von dem Herrn Bürgermei-

ster, wenn die Anekdoten gegründet ist, sehr einfältig gehandelt war, da er seinen Verstand so schlecht anwendete, und keine Mittel zur Verhütung der Pest treffen wollte.

So verhält es sich nun mit allen Uebeln in der Welt. Wenn keine Vorkehrungen getroffen werden, so schaden sie freilich dem menschlichen Geschlechte sehr. Viele wissen darwider kein besseres Mittel, als daß sie sagen: Wider das Schicksal läßt sich nichts machen, oder Unfall will seinen Willen haben. Die Türken glauben das auch. Daher treffen sie auch keine Anstalten gegen die Pest, schlafen wohl gar bei solchen Kranken, und meinen, wenn Gott nicht haben wollte, daß sie damit angesteckt würden, so geschehe es auch nicht.

Karl. Das ist freilich ein einfältiger Glaube; aber es trifft doch manchen Menschen ein Unfall, zu dem er gar nichts beigetragen hat.

Ich. Das ist wahr. Wir sind nicht immer im Stande, den Grund davon einzusehen, und manches bleibt dem Menschen ein Räthsel, warum ihn das oder jenes Unglück trifft. Unterdessen, wenn der Mensch über die verschiedenen Führungen Gottes nachdenkt, so kann er doch auch manchmal die Ursachen entdecken, warum der gewiß liebevolle und gütige Vater im Himmel seinen Kindern zuweilen Uebel, und oft sehr unangenehme, zuschickt. Erinnert

innert ihr euch noch des schönen, und für Leidende und Bekümmerte so tröstenden Briefes, den wir vor dem Jahre in der teutschen Zeitung gelesen haben, wo ein Unbekannter, aus dem Hannoverischen, an den Herausgeber den unglücklichen Tod seines Kindes berichtete?

„Ja, ja! antworteten Beide. O! wenn wir nach Hause kommen, so lesen Sie ihn uns doch noch einmal vor.“

Das geschah auch. Um andere, die vielleicht diesen schönen Brief, der einen Beweis abgibt, wie wohlthätig die Religion Jesu für die Menschen ist, wenn sie selbige recht fassen, nicht kennen, aus der Erfahrung zu überzeugen, daß man in den größten Leiden noch Trost und Ruhe für das bekümmerte Herz finden kann, setze ich ihn von Wort zu Wort hieher.

„Ist Gott stets gütig? — Mein Sohn steht am 7ten vorigen Monats ruhig im Zimmer, in welchem, außer ihm, noch zwei Menschen sind. In dieses Zimmer geht die Thür aus der Gesindestube und steht eben auf der Klinke. Der Bediente stößt sie mit der geladenen Flinte auf. In dem nämlichen Augenblicke geht selbige los, und der ganze Schußhagel fährt dem dreizehnjährigen Knaben so gerade ins Herz, daß er mit den Worten: Mein

Gott! Georg, was macht er! todt zur Erde fällt; und ich, in der nämlichen Minute da, nur den entseelten Leichnam meines Fragens in meine Arme schliessen, und seinen erblassten Lippen den Abschiedskuß geben kann. Ist das Güte? — Strafe, unverdiente — zu harte Strafe! — Die Güte straft nur väterlich, stufenweise und verhältnißmäßig gegen die Verbrecher — das aber ist hier der Fall nicht: denn der Jüngling war gut, und hatte das beste, ganz liebevolle Herz gegen Gott, Menschen und Thiere. Wie er zu verstehen anfing, stießen schon wider seinen Willen heiße Thränen, wenn er vom Leiden Christi nur hörte. Er sparte und gab gern. Das Gesinde liebte ihn vorzüglich. Und nichts gleich seiner Freude, wenn er andern Kindern Freude machen konnte. Selten aus Alter sterbenden Hund versorgte er unmittelbar mit äußerster Sorgfalt bis an den Tod, und begrub ihn mit Thränen. Er sprach mit Wehmuth von dem schmerzhaften Tode, den eine in der Kirche verirrte Schwalbe würde sterben müssen: und unbeschreiblich groß war seine Freude, wie dieses Thierchen, als wenn es seinen Retter kannte, sich vor ihn setzte, sich greifen, und in Freiheit tragen ließ. So war das Herz meines Sohnes beschaffen. Daneben machte er sich stets brauchbar; daß also der Staat an ihm nicht allein einen guten, sondern auch einen nützlichen

Varen Mitbürger erwarten konnte. Warum mußte
 Er nun just ein Opfer von der Unvorsichtigkeit des
 Bedienten werden? Nur auf eine kleine andere
 Dichtung der Flinte kam es an: so gieng der
 Schuß vorbei. Mein, diesen Tod hatte er nicht ver-
 dient, er, den ohnehin von seiner Jugend an
 alle kleinere Unglücksfälle in Ansehung seiner Ver-
 schwister entweder allein, oder doch vorzüglich tra-
 fen, und der also zum Unglück geboren gewesen
 zu seyn scheint. Und ich, ich weiß, daß ich ein
 Mensch, nicht ohne Fehler bin. Ich bin es mir
 aber auch bewußt, und kann den Umfang, in wel-
 chem ich wandle, mit freier Stirn auffodern, ob
 ich meine Pflicht zu erfüllen, mithin Gott nach Ver-
 mögen zu gefallen, und dem Nächsten nach Möglich-
 keit zu dienen suche. Also auch ich habe diesen mir
 unerseßlichen Verlust nicht verdient. Die Strafe ist
 zu hart; sie steht mit unsern Vergehungen in kei-
 nem Verhältnisse. Denn hätte mir Gott die Wahl
 gelassen, ob ich die übrige Zeit meines Lebens bet-
 teter und Brod kümmerlich hinbringen, oder mei-
 nen Sohn verlieren wollte: ich hätte das erste ge-
 wählt. Und dies würde auch mein Sohn gewählt
 haben; so lieb waren wir uns. Die Trennung
 auf diese Weise war für uns das Härteste, was ich
 mir denken kann. Gott war nicht gütig; graus-
 sam war er!

So braufete mein angstvolles Herz, dem Gott
schrecklich war.

Hat denn aber dieses Unglück keine Seite, von
welcher betrachtet, es dennoch als Güte Gottes nicht
verkannt werden mag? — Ja, so hart strafend die-
ser Vorfall auch scheint, so leuchtet dennoch, bei ei-
ner ruhigern Betrachtung, Güte Gottes gegen den
Erschossenen, gegen seine Aeltern, und selbst gegen den
Mörder daraus hervor. Daß jene Seeligkeit dem
Hiesigen Leben vorzuziehen sey, fühlt ein jeder Christ.
Man wünscht sich oft hinüber. Nur der Weg dahin,
der Tod, schreckt. Güte Gottes ist es also, wenn je-
mand ohne die Schrecken des Todes in jene frohe
Ewigkeit versetzt wird. Und das ist hier der Fall.
Der Erschossene wußte nicht, daß er sterben mußte,
bis er wirklich starb. Nicht eher sah er den Mörder
und das Morgengewehr, bis der Schuß fiel, und Knall
und Fall war eins. Der unvermuthete Schuß, wor-
zu er keine Gelegenheit gegeben hatte, entseelte ihn
plötzlich: und er starb gewiß selig. Noch war sein
Herz unverdorben, noch war er in den Jahren der
Unschuld. Und gleichsam mitten in der Ausübung
der vorzüglichsten Kinderspflicht starb er. Zu einer
fast gleichgültig und ganz unschuldigen Kleinigkeit
holte er eben nicht nur meine, sondern auch die Ein-
willigung seiner Mutter ein: und froh, daß er nach
seinem Wunsche sein Haar durfte schneiden lassen,
hüpfte er in das Zimmer, wo ihn der so nahe Tod
er:

erwartete. Sterbend sagte er: Mein Gott! Und er suchte dem Mörder nicht; nur auf seine That machte er ihn aufmerksam. Glücklich also ist mein Sohn, ohne die Schrecken des Todes, in die frohe Ewigkeit versetzt. Und könnte ich ihn zurückrufen, so würde ich es, nachdem er einmal überwunden hat, seinetwegen nicht thun: obgleich mein Herz vielleicht mein ganzes Leben hindurch diesen Verlust täglich beweinen wird. Es war Güte von Seiten Gottes, nicht Strafe, daß er seine irdische Laufbahn so frühe, und auf diese Weise endigen mußte.

Der Uebergang in die Ewigkeit ist allemal schwer. Und alles, was diesen Schritt erleichtert, ist Güte Gottes. Güte Gottes ist daher für Aelteren, wenn Gott einen Theil der Jünger vor ihnen geschwind und glücklich in die Ewigkeit versetzt: weil es den Abschied von einem Orte erträglicher macht, wenn man einen Theil dessen, was man hier ungern zurückläßt, dort wieder findet. Und so ist es auch Güte Gottes für mich und meine Gattinn, daß Gott eins von unsern drei Kindern, die wir in gleichem Grade lieben, auf eine so leichte Art vorabgerufen hat. Denn ohne eine Wiedervereinigung mit den Andern können wir uns keine Seligkeit denken. Und ohne selbige ewig zu leben, oder vernichtet zu werden, wählt mein Gefühl das letzte. Wir finden nun in kurzem eins von unsern Pfändern der Liebe wieder, wenn wir die beiden übrigen nach dem Laufe

der Natur auf ein vierzig Jahre hier zurücklassen, und auf so lange Zeit entbehren müssen. Freilich blutet mitten unter dieser Tröstung unser trauriges Herz fort: welchen Aeltern aber blutet nicht das Herz, wenn sie ihren Sohn, auch zu seinem Glück, nur in die Fremde schicken! Es war Güte Gottes gegen uns, daß er uns diese Wunde schlug. Etwas sehr Außerordentliches mußte es seyn, welches den fühllosen hartherzigen Thäter aufmerksam auf sich selbst machen konnte. Gewöhnliche Güte und Strenge wirkten nicht auf sein rohes Gemüth, und längst hätte ich ihn entlassen, wenn ich es für verantwortlich gehalten hätte, der Welt einen Jüngling unverbessert zurück zu geben, der in der äußersten Armuth von der Strafe aufgerafft war. O du Mörder meines Herzgeliebten, so unbedeutend du deine That noch ansiehst, indem du selbst am Tage des Mordes ungehört fragen konntest, ob denn der Alte auch schon todt sey? — so schwer wird die Menge der Seufzer und Thränen der Aeltern, Anverwandten und Freunde über deine That, wenn nicht eher, doch gewiß am Ende deiner Tage, auf dein Gewissen drücken. Denn du bist und bleibst allemal der — nicht vorsetzliche aber auch nicht unschuldige — sondern auferst unvorsichtige Mörder deines dir so ergebenen Freundes, der so oft für dich gebeten hat, wenn ich dich fortzuschaffen die größte Ursache hatte. Denn womit könntest du deine Unvorsichtigkeit vor dir entschul-

schuldigen? In der Stunde, des Unglücks hattest du gar keinen Verus zum Gebrauch der Flinte. Und welcher vernünftige Mensch stößt mit einer geladenen Flinte die Thüren auf! Um deiner Ungezogenheit auszuweichen, wählte mein Sohn die Stelle wo ihn der Schuß traf. Und wärest du ihm mit deinem Tabaksdampfe und andern Unsiäthereien nicht unausstehlich worden: so wartete er neben dir, bis seinem Bruder die Haare geschnitten waren; und der Schuß traf ihn nicht. Zwar bleibst du noch dabei, daß du die Flinte umgestoßen hättest; allein, so wenig dieses, wenn es auch wahr wäre, wie es nach den Orts Umständen und der Aussage des Zeugen nicht seyn kann, dich entschuldigen könnte, indem das Gewehr allemal so stand, daß du es sahst, michin umstoßen mußttest, da du kein Kind, sondern achtehnjährig bist: so gewiß wird dein Gewissen dir nicht stets verhehlen, wie du es versehen hast. Und Güte Gottes ist es auch für dich, daß durch diese groie Urvorsichtigkeit dein Gewissen aufwachen, und dich auf deine Handlungen aufmerksam machen muß.

* * *

Dieser Brief gab denn natürlich Gelegenheit zu noch weitern Gesprächen über diese Materie.

Es ist doch aber immer sehr hart für den, den das Unglück betrifft, wendete Fritz wieder ein.

Unser

Unserer Empfindung nach, antwortete ich. Unter dessen stellen wir uns auch manches Unglück größer vor, als es wirklich ist, und zuweilen verhängt der gütige Gott kleinere Leiden über uns, um uns für desto größerem Unglück zu bewahren. Erwinnere dich einmal an eine solche Geschichte, die du ganz kürzlich in einem deiner Lieblingebücher gelesen hast.

Stiz. Ich kann mich nicht besinnen.

Ich. In Kampens vortreflichem Buche von der Entdeckung Amerika's. Nach einem entsetzlichen Sturm, den Columbus nach seiner ersten Rückfahrt aus Amerika nach Syantien anzustehen hatte, gelang es ihm endlich, die Morischen Inseln zu erreichen. Das Schiffsvolk hatte gelobt, eine Wallfahrt nach der ersten Kirche zu thun, die sie antreffen würden. Das konnten sie hier. Columbus wurde mit dem heftigsten Hüftweh geplagt — ein großes Uebel für ihn, er konnte also nicht mit ans Land gehen. Er schickte nur die Hälfte des Schiffsvolks ab, wurde aber nicht wenig verlegen, als es an selbigem Tage nicht wieder zurückkam: denn der Statthalter dieser Inseln hatte das Schiffsvolk gefangen nehmen lassen, in der Meinung, daß Columbus auch darunter sey, um nun von seinen gemachten Entdeckungen den Nutzen zu ziehen. Seht Kinder, fährt Herr Kampe fort, abermals ein Beispiel, wie das, was wir blödsichtiger Menschen Unglück nennen, oft eine wahre Wohlthat

that Gottes ist, ohngeachtet wir dies zu der Zeit, da es uns betrifft, selten einzusehen vermögen. Columbus war krank: er litte empfindliche Schmerzen in den Hüften, und mußte daher auf das Vergnügen, nach einer langen und gefährlichen Seereise ans Land zu treten, Verzicht thun. Ohne Zweifel hielt er dies damals für ein Unglück, aber, wie sehr irrte er, wenn er's that? Dieses Unglück war vielmehr ein offenkundiges Glück für ihn. Denn wäre er gesund gewesen, so hätte er sich ans Land begeben; und wäre er ans Land gekommen: so hätte man ihn aufgehoben, und dann hätte er vielleicht sein ganzes Leben in einem traurigen Kerker veräußen müssen. Wohl uns also, daß unsere Schicksale in der Hand eines Gottes sind, der, auch wenn er uns etwas Unangenehmes zuschickt, allemal eine weise und liebevolle Absicht dadurch zu erreichen weiß!

Es ist wahr, sagte Karl, die Menschen murren über manches Leiden, und am Ende ist es doch für sie sehr wohlthätig gewesen.

Das Beste ist wohl, versetzte ich, wenn nur der Mensch sich immer bewußt ist, daß er nicht selbst der Urheber und Stifter seines eignen Unglücks ist. Ist er von der Vatergüte Gottes überzeugt, so wird er auch in den größten Leiden Muth und Standhaftigkeit genug besitzen, dasselbe zu ertragen. Ja, er wird

wird auch da noch Gelegenheit genug haben, Gutes zu thun: und sein Schicksal so erträglich machen, als ihm möglich ist. Ein auffallendes Beispiel hiervon befindet sich in der teutschen Zeitung, wo es im 1789 Jahrgange heißt:

In Stralsund giebt ein völlig blinder verunglückter Kaufmann, Namens Krellenberg, Unterricht im Buchhalten. Er verlohr im 40ten Jahre sein Gesicht, und schien durch dieses Unglück sich und der Welt für seine übrige Lebenszeit unnütz zu werden. Allein er ist von dieser Zeit an noch geschickter in seinem Fache geworden, als zuvor; indem er die schwersten Rechnungen im Kopfe zu machen, und seine vorher verfaßten schriftlichen Aufsätze aufs deutlichste zu erklären und durch Exempel zu erläutern gelernt hat. Auch hat nach der Blindheit sein Geist sehr an Munterkeit zugenommen. Und so lebt dieser 70jährige Greis schon seit 30 Jahren, ohne den edelsten und unentbehrlichsten Sinn, der Welt und sich zum Nutzen und Vergnügen: woraus offenbar ist, daß sich nicht leicht ein Zustand und Alter des Menschen denken läßt, wo er Ursache habe, sich für eine unnütze Erdenlast zu halten. Wer sich nützlich machen will, kann es allezeit: oder wird es wenigstens dadurch, daß die Vorsehung sich seiner bedient, Andere in der christlichen Tugend zu üben.

XXIII.
 Nach dem Regen scheint die Sonne
 auch wieder.

Conrad und Ludwig giengen an einem schönen
 Frühlingstage mit ihrem Vater, dem Herrn
 Magister Lebrecht, spazieren. Es war lange anhal-
 tendes Regenwetter gewesen. Daher hatte das schö-
 ne Wetter eine Menge Menschen auf das Feld gelockt,
 die sich theils mit Spazierengehen vergnügten, theils
 mit Arbeiten beschäftigten, und den schönen Tag auf
 alle nur mögliche Art zu benutzen suchten. Es schien
 ein neues Leben unter sie gekommen zu seyn. Der
 Hr. Magister machte seine Kinder darauf aufmerksam.

Ich weiß selbst nicht, lieber Vater, sagte **Con-**
rad, der Jüngste, woher es kommt, daß ich heute
 so ganz außerordentlich heiter und vergnügt bin.

Vater. Das kannst du dir nicht erklären?

Conr. Vermuthlich weil wir lange nicht
 aufs Feld gekommen sind, und lange nicht einen so
 schönen Tag gehabt haben.

Vater. Richtig. Wenn man ein Gut sel-
 ten oder wenigstens nicht oft genießet, so ist uns
 der Genuß desselben desto angenehmer, so wie
 überhaupt das ne quid nimis, oder unser, Alles
 zuviel ist ungesund, eine sehr weise Regel für
 alle Menschen ist, die uns schon die ganze Ein-
 richtung der Natur lehrt. **Z. B.** Was meinst du,
 lieber

lieber Conrad, wäre es nicht besser, wenn wir beständig so schöne Tage hätten?

Conr. Ich glaube nicht. Erstlich würden wir die schönen Tage am Ende auch satt haben und dann ist ein Regen etwas sehr Erquickendes, nicht zu gedenken, daß er zur Erhaltung der ganzen Erde sehr nothwendig ist.

Vater. Auch so vieler Regen, wie wir gehabt haben?

Conr. Das weiß ich nicht.

Vater. Ja! lieber Conrad. Gott hat bei allen Fügungen in der Welt seine weisen Absichten, nur wir können oder mögen sie nicht allezeit ergründen.

Ludw. Die Freude und das Vergnügen ist auch alsdann desto größer und erquickender.

Vater. Auch wahr. Da hat es ja also der liebe Gott so böse nicht gemeint, daß er unter die Freuden dieser Welt Trübsale und Leiden gemischt hat?

Conr. Wie so?

Vater. Warum warst du denn neulich bei dem kleinen Freudenfeste, das dein Bruder und deine lieben Freunde angestellt hatten, so innig vergnügt und heiter, als ich dich nie gesehen habe?

Conr. Wie sollte ich das nicht seyn, es war ja für mich das größte Dankfest, da mir Gott durch die

die Pocken geholfen und mir meine vorherige Gesundheit wieder geschenkt hatte.

Vat. Worüber freuereſt du dich denn ſo ſehr?

Conr. Ueber die Wiederherſtellung meiner Geſundheit und über die herzliche Theilnahme meiner Freunde.

Vat. Wareſt du denn ſonſt auch ſo fröhlich und gegen Gott ſo dankbar, ehe du die Pocken hatteſt?

Conr. Nein! lieber Vater. Ich war ſonſt immer geſund, und kannte das höchſte Gut, Geſundheit, noch nicht ſo, als nach den Pocken.

Vat. Du wirſt alſo wohl künftig für deine Geſundheit weniger ſorgen.

Conr. Wie können Sie ſo was ſagen? Nur allzuſehr werde ich dafür ſorgen.

Vat. Du ſiehſt alſo, daß Leiden auch ihre Gutes haben. Die Freude kehrt gewöhnlich mit doppelter Stärke zurück, und wir ſorgen für das Gute, das wir leicht hätten verlieren können, deſto mehr, je mehr wir in Gefahr waren, es zu verlieren. Man lernt auch noch manche andre Tugend, z. B. Geduld, Vertrauen auf Gott, Standhaftigkeit, Klugheit u. ſ. w. Uebrigens bleibt es allemal wahr:

Nach dem Regen ſcheint die Sonne,

Nach den Leiden folget Bönne.

Sprichw. II. 3.

Wie

Wie es nun mit der Veränderung der Witterung geht, daß es bald regnet, bald stürmt, bald die Sonne scheint, so geht es auch in unserm Leben. Wir wollen das schöne Pilgerlied. *) von Overbeck singen:

Des Pilgers Pfad, ihr Brüder,

Hat Dunkelheit und Licht.

Geht eine Sonne nieder,

Auf immer geht sie nicht!

Nur kurze Frist der Mähe,

Nur eine kurze Nacht;

Dann ist in stiller Frühe

Der treue Strahl erwacht.

Mit kindlichem Gemüthe

Stoßt sich der Pilger hin,

Und harret auf dessen Güte,

Der sorgt von Anbeginn;

Der diese Zeiten wendet,

Und auf das Bes're lenkt,

Und Menschenleiden endet,

Und Engelsfreuden schenkt.

*) Pilger, Pilgrim, nennt man diejenigen Menschen, die aus Andacht, oder wegen Gelübden, eine Reise nach einem heiligen Orte thun, um da ihr Gebet zu verrichten, welches noch manche Christen thun. Bildlich versteht man darunter jeden Menschen, weil sie alle die große Reise zur Ewigkeit thun.

O seelig, wer die Quelle
 Der süßen Hoffnung fand!
 Ihm wird die Seele helle,
 Und jeder Trost verwandt.
 Das ist des Pilgers Seegen:
 Ein Herz voll Zuversicht
 Auf allen seinen Wegen,
 Getränkt im höhern Licht.

Sie sangen es mit vieler Nührung und Inbrunst. Dem Auge Conrads entwischte eine Thräne um die andre. Ludewig nahm den lebhaftesten Antheil daran, und drückte bald dem Vater, bald dem Bruder, recht inniglich die Hand.

Kinder! hub der Vater wieder an, Kinder! laßt nur den Muth nicht gleich sinken, wenn euch zuweilen in eurem Leben eine Widerwärtigkeit auffißt. Nach dem Regen scheint ja die Sonne auch wieder. Es geht denn gewiß immer besser, als ihr selbst denkt.

Nur den Muth nicht verloren, und dabey immer brav und rechtschaffen gehandelt, das ist die Regel, die ich euch auf eure ganze Lebenszeit geben will.

Allzuviel ist ungesund.

Heinrich Bartels hörte von seinem lieben Vater, daß den 21sten Mai seine zwei Brüder sich einfänden würden. "Die kleinen Bettern und Wähmschen kommen doch auch mit, fragte Heinrich?"

"Es versteht sich, antwortete der Vater. Du weißt ja, daß es unser Familienfest ist." Heinrich hoffte mit aller nur möglichen Freude auf den 21sten Mai, und machte allerhand Anstalten zu dem Empfange seiner Lieben.

Der Tag kam. Er sprang gleich früh vor das Dorf, und erwartete immer, daß ein Paar Kuttschen über das Feld hergerollt kommen würden. Er sah nichts, und gieng mit dem Gedanken, sie kommen doch wohl nicht, betrübt nach Hause. Er gieng von neuem hinaus, und wieder hinaus, und sah und hörte doch nichts. Da fieng er an kleinmüthig und mißvergnügt zu werden. Der Vater merkte es und fragte ihn nach der Ursache seines Erübssinnes?

"Sie kommen ja nicht," sagte er mit einem kläglichem Tone.

Wer wird denn gleich, erwiederte Hr. Bartels, die Hoffnung sinken lassen, wenn es nicht den Augenblick nach unserm Wunsche geht. Du bist gleich so kleinmüthig und verzagt, daß mit
dir

dir gar nichts anzufangen ist. Wenn man sich von der fehlgeschlagenen Hoffnung ganz zu Boden schlagen läßt, so schadet man sich immer sehr viel. Allzuviel —

Der Vater hatte das letzte Wort noch nicht ganz ausgesprochen, als er von einem Geräusch unterbrochen wurde. Plötzlich standen zwei Kutzen vor der Thür.

Da stieg Wilhelm heraus, und Christiana, und Christel, und Nienchen, und Ernst, und wie sie alle heißen mochten. Das war eine Freude, ein Jubel, ein Bewillkommen, ein Häns bedrücken, es nahm gar kein Ende.

Nach Tische gieng es denn in den Garten. Dieser war sehr groß, und die Fremdlinge, denen die ländlichen Freuden in der Stadt etwas Seltenes waren, konnten ihre Bewunderung an dem großen Gemüß und Baumgarten nicht genug an den Tag legen.

Als sie alles genau und sorgfältig betrachtet hatten, gieng es an ein Spielen, so heftig und anhaltend, daß an ein Ausruhen gar nicht gedacht wurde. Aber, allzuviel ist ungesund. Die Freude hörte allmählig auf, und Unmuth und Langeweile trat an ihre Stelle. Sie sahen einander an. Das Sptel wollte nicht recht mehr fort. Während dessen kam der Hr. Professor Bartels,

der ihr unmäßiges Spiel von ferne beobachtet hatte, dazu, und redete sie also an:

„Nur so verdrüsslich in diesem schönen Garten? Ich glaubte anfänglich, ihr würdet die ganze Nacht mit Spielen darinne zubringen.“

Da wendete der Eine das, und die Andre jenes vor.

Das ist alles nichts, sagte der Herr Professor. Ich weiß wohl den Grund eures Unmuths. Ihr habt euer Vergnügen übertrieben, und allzuviel ist ungesund. So, meine Lieben, geht es mit jeder Sache. Jedes Uebermaaß, jede Uebertretung, jeder Uebergenuß verursacht Ekel, Verdruß, oft Unglück und Elend.

Die Kleinen fiengen an, sich nach und nach um den lieben Vater und Mutter herumzusehen, und erwarteten mit vieler Begierde, was erzählt werden würde. Er fuhr also fort:

Man sagt zwar: Man kann des Guten nicht zu viel thun; das ist aber falsch, man kann auch des Guten zu viel thun. Jede Sache in der Welt ist eigentlich an und für sich gut, nur wird sie durch das Uebermaaß, oder durch die unrechte Anwendung, böse, z. B. die Freude.

Der gütige Schöpfer hat den Trieb zur Freude jedem Geschöpfe, und vorzüglich dem Menschen, in die Natur gelegt. So gut er essen und trinken

ten will, so gut will er sich vergnügen. Aber wie Essen und Trinken durch das Uebermaaß schadet; so schadet auch das Uebermaaß der Freude.

Diese Flinte, mit der ich so eben einen Geier geschossen habe, ist etwas Gutes. Ich kann Witzgel und Wisbpret damit schießen, und mich gegen Räuber und Diebe damit schützen; aber wenn ihr sie in die Hand nehmen, und damit spielen wolltet, so würde die Anwendung falsch seyn. Was um?

„Wollt wie nicht damit umzugehen wissen, und Gewehre nur für große Leute sind.“

Ihr habt euch daher vor zwei Irrwegen durch euer ganzes Leben zu hüten. Der erste ist: daß ihr nichts Uebermäßiges genießet; der zweite, daß ihr von der Sache keinen falschen Gebrauch, keine falsche Anwendung macht.

Welch ein köstliches Gut ist nicht das Feuer? Und doch wird diese Wohlthat dem Menschen oft zum Verderben.

Am Elbingeroda, ein hannoversches Städtchen auf dem Harze, hatte vor etlichen dreißig Jahren das Unglück, ganz abzubrennen. Ein Kind von vier Jahren war daran Schuld. Es war an einem Sonntage, als es geschah. Die Mutter wollte unter der Kirche Feuer zum Essen anmachen, und das Feuerzeug gab keines. Das Kind holte aus der Asche, während daß die Mutter aus der Küche gieng, eine

Kohle, und eilte damit auf den Boden, wo eine Menge Berg lag. Es wickelte die Kohle darein, und sieng an zu blasen, so, daß gar bald das ganze Dach in Flammen gerieth. Sie griffen so schnell um sich, daß in wenig Stunden das ganze Städtchen in Asche verwandelt wurde.

Wie viel Unglück geschieht nicht durch den Aßeln und unvermäßigen Gebrauch desselben. Ach! Hüthet euch doch ja, ein solches Unglück anzurichten.

Eben so könnten wir nicht ohne Wasser und ohne Wind leben. Aber, wie viel Unheil richten Beide durch das Uebermaaß nicht an? Welche Verheerungen richtete das erste nicht im Jahre 1784 an?

Auch Arzneien, die doch den Menschen Gesundheit geben sollen, sind durch das Uebermaaß schädlich.

So verhält es sich nun mit allen Dingen im menschlichen Leben. Deulich kämst du, Nienchen, und baßt mich um einen Sechser für ein armes Mädchen. Weißt du noch, was ich sagte?

Nienchen. Ja! Sie fragten mich, ob mein Geld schon alle wäre?

Vater. Verwehre ich dir denn, den Armen zugeben?

Nienchen. Behüte Gott! Sie sagten aber damals: Allzumild macht arm.

Vater. Ganz recht. Wenn ich auf einmal alles hingebe, so bin ich weder mir, noch andern zu helfen

helfen im Stande. Neulich war ich in Mühlhausen. Freund Novi führte mich spazieren. Unteregens sties uns ein feiner Mann auf, der aber mit allem Fleiße uns aus dem Wege zu gehen schien. Ich kannte ihn gleich. Es war der Kaufmann Köse, sonst ein reicher Mann, aber jetzt arm. Es that mir wehe, daß er mich stoh; denn ich verehere den redlichen Mann auch in seinem Unglücke. Wißt ihr, wodurch er arm geworden ist? durch seine zu große Wildthätigkeit, und durch seine zu große Nachsicht.

Also noch einmal. Merkt euch das für euer ganzes Leben, daß ihr nie eine Sache, sie sey auch noch so gut, übermäßig genießet, und niemals falsch, oder unrecht gebrauchet.

Die kleine Gesellschaft sahe alles ganz wohl ein, und versprach dem Herrn Professor bet Hand und Mund, seine Lebensregeln zu befolgen. Doch sündigte manchmal eins oder das andere dagegen, wurde aber auch allezeit dafür bestraft, bis sie endlich nach und nach einsehen lernten, daß Uebermaß und falsche Anwendung durchaus der Weg zum Unglück sey, und daß, wenn man gesund, zufrieden und glücklich leben wolle, man diese zweet Irrwege vermeiden müsse.

Ein junger Soldat, ein alter Bettler.

Herr Lehna machte neulich mit seinen Schülern, welchen er oft dieses Vergnügen gewährt, eine kleine Reise. Es war im Sommer, und sehr heiß. An der Straße liegt ein Gasthof, vor dessen Thür eine sehr schöne Linde steht, unter welcher verschiedene Sisse angebracht sind. Hier lagerten sie sich, um ein wenig in dem kühlsten Schatten der Linde auszuruhen.

Kaum hatten sie sich hingesezt, als ein Bettler, in einer Soldatenmontur kam, und mit den gewöhnlichen Worten: Theilen Sie doch einem abgedankten Soldaten auch etwas mit! ihr Mitleid anflehte. Hand und Fuß waren gelähmt. Eine Krücke half ihm zu den mitleidigen Vorbeiziehenden hin. Er hatte ein ehrlich Gesicht, das Achtung und Mitleid für den alten Krieger einflößte. Das machte, daß sie sich mit ihm in ein Gespräch einließen, ihn nach seinem Vaterlande und Schicksalen fragten, und darinne übereinstimmten, daß er, wenn er nicht ein Meister in der Verstellungskunst sey, so wie es bei dergleichen Leuten oft zu geschehen pflegt, ein sehr armer, bedaurungswürdiger Mann seyn müsse.

Bei mir, sagte er, trifft es recht ein, was man gewöhnlich zu sagen pflegt: Ein junger Soldat,

Dat, ein alter Bettler. Doch hat mich nicht ein
 niederliches und lasterhaftes Leben zum Soldaten ge-
 macht. Ich bin von Profession ein Schreiner, wan-
 derte, und war so unglücklich, Werbem in die Hände
 zu fallen, davon, wie bekannt, viele Unmenschen ge-
 nug sind, den Jüngling um Freiheit, Glück und
 alles, was den Menschen schätzbar ist, zu bringen.
 Da ich sehr groß bin, so waren alle Anstalten, mich
 frei zu machen, unmöglich. Ich wurde selbst eins-
 mal über der Desertion erhascht, und mußte Spitz-
 ruten laufen. So lange ich noch gesund war, so
 konnte ich, außer meinem Dienste, etwas durch Ar-
 beit verdienen, und mein Schicksal noch erträglich
 machen, denn mir gieng eben weiter nichts ab, als
 meine Freiheit. In dem amerikanischen Kriege
 traf es auch mich mit, über das große Westmeer
 nach Amerika übergesetzt zu werden, um den Eng-
 ländern das Land, das sich gegen sie empört hatte,
 wieder unterwürfig zu machen, und dem Fürsten,
 dem ich zu dienen gezwungen war, Geld zu erwer-
 ben. Ich wurde in diesem Kriege sehr blessirt, und
 bekam zum Lohne meiner Dienste den Abschied.
 Nun muß ich betteln, und mitleidige Herzen ansie-
 hen, um nicht ganz zu verhungern. Vielleicht glau-
 ben Sie das, vielleicht nicht. Nun, Gott wird
 mich auch bald erlösen! Ich fühle es, daß ich täg-
 lich an Kräften abnehme.

Die

Die mitleidigen Knaben thaten ihren Beutel
auf, und reichten dem alten Krieger eine kleine
Gabe hin, die er mit vielem Danke annahm.

Mir fällt, sagte Karl, das Liedchen eines
verabschiedeten Kriegers an einige Jünglinge
hier ein, das ich in einem Almanach gelesen habe,
und fast noch ganz auswendig kann. "Theile es
uns doch mit!" sagten alle. Und er thats:

Habt Mitleid, Jünglinge, mit mir,
Erbarmet euch des Weibes hier,

Und dieses siechen Knaben!

Vor Hunger matt, vor Frost erstarrt,

Da schneller Tod sonst unser harrt,

Fleh'n wir um kleine Gaben.

Ihr Arbeit fehlt es mir an Kraft,

Sonst hätt' ich selbst mir Rath geschafft,

Die Bettelbrod begehret.

Mir ist des Bluts zu viel entsprömt,

Der Arm vom Feindeshieb gelähmt,

Dies hat mich fleh'n gelehret.

Mein Fürst verkauft, um reiches Gold,

Bei Schaaren uns in fremden Sold,

Wer weiß, mit wem, zu fechten.

Man trieb uns, zähneknirschend, aus,

Im Rücken blieb uns Haab' und Haus,

Wer darf mit Fürsten rechten? —

Wie

Mir ward aus Gnade noch erlaubt,
 Dies Weib, das mir mein Herz geraubt,
 Mit auf den Marsch zu nehmen;
 Im fernen Land gebar sie mir,
 Das arme, kleine Knäbchen hier,
 Gesäugt mit bangen Grämen. —

O wimmre, Wichtchen! nicht so sehr,
 Die Mutter hat die Kraft nicht mehr,
 Dir, was du flehst, zu geben.
 Nah' ist das Ende deiner Quaal,
 Gewiß schließt bald der Tod einmal
 Dein kurzes Jammerleben.

Wir Eltern schleppen länger noch
 Des kümmerlichen Lebens Joch.

O, dürft' ichs von mir schütteln!
 Dann macht' ich mir, als Geist das Fest,
 Den Buben, der uns darben läßt,
 Auf aus dem Schlaf zu rütteln.

Gott wills; so muß ich leben wohl —
 Dank ihm — ich seh euch mitleidsvoll;
 Er lohn' es, der Erbarmer!
 Wohnt einst in bef'rer Fürsten Land!
 Dies wünscht im Druck der lahmen Hand
 Euch ein erquickter Armer.

Der alte Krieger hörte aufmerksam zu, und war ganz bewegt. Ja wohl! sagte er mit Thränen geht es oft so zu, daß wir armen Soldaten, nachdem wir unser Blut vergossen und unsre besten Kräfte auf geopfert haben, in unsern alten Tagen noch vor den Thüren betteln müssen. Viele sind freilich an ihrem eignen Unglücke schuld, aber gewiß nicht alle. Es giebt auch brave Leute in diesem Stande, nur werden sie vor den vielen liederlichen und schlechten nicht bemerkt. Wenigstens dürfen Sie nicht von allen glauben, daß sie des Mitleids und der Erbarmung unwürdig wären.

Die Gesellschaft ließ Wein hergeben, um den alten Krieger noch einmal zu laben. Uebers dem machten sie ihm noch eine kleine Verehrung an Gelde für seine Vertheidigung armer verunglückter Soldaten.

Das ist zu viel, sagte er. Nu! Gott lohn es Ihnen. Jeden Tag werde ich mich ihrer Güte erinnern, und wenn Sie auch an mich denken werden, so wird es Ihnen Freude machen, einen alten Mann noch einmal erquickt zu haben.

Die Gesellschaft brach nun auf, und unterhielt sich noch lange von dem Soldatenstande, wie beschwerlich und drückend er sey, und wie es weitz besser wäre, wenn wir gar keine Soldaten nöthig hätten.

Ludewig machte die Bemerkung, daß es doch überhaupt mehr Liederliche und Unordentliche

liche in diesem Stande gäbe, als Brave und Rechtschaffne.

Du hast Recht, sagte Herr Lehma; denn alles, was sich nicht der Ordnung, dem Fleiß und der Arbeitsamkeit unterwerfen will, erwählt diesen Stand. Man sagt auch: Wer Vater und Mutter nicht folgen will, der muß dem Kalbfelle folgen. Unter dem Kalbfelle versteht man die Trommel. Solche Unglückliche bereuen oft genug den übeln Schritt, den sie gethan haben, aber gemeintlich zu spät. In Festungen eingeschlossen müssen sie ihr Leben mit Schildwachen zubringen, und kömmt es denn zum Kriege, so haben sie die Pflicht auf sich, Unbekannte zu morden, und die Dörfer anzubrennen. Gott behüte jeden davor!

Unterdessen giebt es auch wirklich viele wackere Leute unter ihnen. Neulich rettete ein hiesiger Soldat mit Lebensgefahr ein Kind aus dem Wasser, und schlug die darauf gesetzte Belohnung aus, weil er, wie er sagte, weiter nichts gethan habe, als eine Pflicht, zu der jeder Mensch berufen sey, wenn er anders ein Mensch seyn wolle.

In dem siebenjährigen Kriege brannte der Marschal von Richelieu in Zelle, einer Stadt im Hannoverschen, verschiedene Gebäude am Walle an. Das Unglück betraf auch eine Wittwe. Sie hatte eine noch unverheurathete Tochter bei sich. Schott
fen:

fiengen die Soldaten an, alles zu plündern, was ihnen auffieß, als ein Officier sich der armen Wittwe annahm, und sie nebst ihrer Tochter mit den Kleinodien, die sie noch hatten, rettete. Er brachte diese beiden Frauenzimmer über einen Balken, denn die Brücke war schon abgeworfen, mit vieler Gefahr in die Stadt.

An dem folgenden Abend kam er einen weiten Weg vom Lager wieder her, und zeigte einen silbernen Kelch und andere Kirchengeräthe, welche er seinen Leuten in der Nacht, da sie sich wegen der Theilung gezankt hatten, abgenommen hatte. Er glaubte, daß sie aus dem Hause der Wittve entwendet worden wären, und er hatte recht. Man erstaunte über seine großmüthige That, und alle vereinigten sich, ihm alle mögliche Dankbarkeit zu beweisen. Er ließ sich über den Empfang quittiren. Man wunderte sich darüber, und einige ließen selbst ihren Unwillen darüber merken. Er aber sah ganz ruhig unter die Versammlung, zog ein Buch aus der Tasche, und bat, die Vorrede des Buchs zu lesen. Sie war eine Anrede an ihn von seinem noch lebenden Vater, und lautete so: "Ich bin, wie du weißt, lange Soldat gewesen, und ich wünsche dir, daß du einst, wie ich, im Alter mit gleicher Zufriedenheit und Gewissensruhe in deine jüngern Jahre zurücksehen mögtest. Um dir und mir diese Freude zu erleichten,

“tern, schenke ich dir dieses Buch. Ich bitte Gott,
 “daß er dich noch einmal in meine Arme zurückbrins
 “ge; aber dann erwarte ich in diesem Buche uns
 “trügliche Beweise, daß du wenigstens hundert
 “nicht kleine gute Thaten vollbracht hast, und
 “wie reich dazu ist die Gelegenheit, wenn wir
 “auf sogenanntem feindlichen Boden sind.“

Dieser brave Soldat hat gewiß die Bitte seines guten Vaters erfüllt.

Ueberhaupt hat der Soldat viele Gelegen-
 heit, Gutes zu thun, wenn er Lust dazu hat.

Ein preussischer Soldat, der auf Urlaub war,
 wurde als Bote nach Brandenburg auf die Post
 geschickt. Ehe er ins Posthaus kam, erfuhr er in
 der Stadt, daß dem Postmeister einer seiner Sekre-
 tairs ausgetreten sey, und einen Brief mit 1050
 Thalern unterschlagen und mitgenommen habe. Der
 Soldat traf den Postmeister selbst an. Dieser for-
 dert von jenem zwei Groschen. Der Soldat gab
 aber ein Zwölfgroschenstück hin. Der Postmeister
 sagte, er möchte ihm lieber Einzelnes geben, er könn-
 te ihm nicht herausgeben. Mit sichtbarer mitleid-
 diger Miene sagte der wackere Soldat: “Nehmen
 “Sie doch nur das Wenige von mir an! Ich ha-
 “be von Ihrem großen Verluste gehört, und ha-
 “be nur dies halbe Thalerstück, sonst wollte ich
 “Ihnen gern mehr zur Hülfe geben!“

Sprichw. II. B.

M

Thal.

Thränen entfloßen dem gerührten Postmei-
ster. Dieser Soldat verdiente gewiß nicht, daß
er in seinem Alter betteln gieng.

Uebrigens merkt euch noch das: Es kann je-
der, er sey, in welchem Stande er nur wolle,
brav seyn und Gutes thun. Und nur die Tugend
adelt den Menschen, er mag ein Tressenkleid an-
haben, oder einen Kittel, einen schwarzen Rock,
oder eine Soldatenmontur.

XXV.

Es ist kein Unglück so groß, es ist wieder
ein Glück dabei.

Noch unterhielt sich die kleine Gesellschaft mit
dem vorigen Gegenstande, als ein Bauer-
mädchen, das sehr weinte, ihr begegnete, immer
auf die Erde sah, und was zu suchen schien.
Haben Sie denn, sagte sie, nicht einen Beutel
mit Gelde gefunden? Nein! war die Antwort.
Ich bin, fuhr sie fort, in der Stadt gewesen,
und habe etwas Geld gelöst, das ich wieder
unterwegens verlohren habe. Du lieber Gott!
Ich armes Mädchen!

„War's denn viel?“

Zwei Thaler und sechzehn Groschen.

Die

Die Gesellschaft schoß so viel Geld zusammen, und ersetzte dem Mädchen den Schaden wieder. Es war für Freude außer sich, und kaum im Stande, sich zu bedanken. Herr Lehma aber gab ihm noch die Lehre, daß es künftig für Sachen, die einen Werth hätten, mehr besorgt seyn mögte, weil der Schade, den Leichtsinm und Unachtsamkeit anrichtete, nicht immer so leicht gut gemacht würde. Aber auch ihr, meine Lieben, könnt dies merken.

Fritz. Es ist doch eine hübsche Sache um das Wohlthun. Durch eine Kleinigkeit haben wir dem armen Mädchen die Zufriedenheit wieder geschenkt.

Gottfried. Mancher Mensch ist aber doch auch recht unglücklich. Dem Mädchen war der Verlust gewiß größer, als vielleicht einem Andern 100 Rthlr.

Lehma. Richtig! Es hat aber doch auch den Nutzen, daß der Mensch durch einen kleinen Schaden klug und vorsichtig gemacht wird, um sich vor desto größerem zu hüten, und oft ist das Unglück zu seinem Glück. Leichtsinm und Unachtsamkeit, wie ich schon vorhin bemerkt habe, bringen unterdessen manche Menschen ins Unglück, und gewöhnlich haben sie eine Entschuldigung bei der Hand, um ihren Fehler zu beschönigen. Ich will euch jetzt eine lustige Geschichte, die ich von einem guten Freunde gehört habe, erzählen, die zu bestärken scheint,

M 2

daß

daß bei dem größten Unglücke auch ein Glück dabei ist.

Zwei Freunde giengen mit einander spazieren. Sie hießen Mildner und Frohn. Der letzte besaß einen Pudel, der mancherlei Kunststücke erlernt hatte. Besonders rühmte er von ihm, daß er alles wiederbrächte, was er verlohren habe, und wenn er oft zwei Stunden von dem Orte entfernt wäre. Mildner fand das unmöglich, denn er meinte, der Hund, der bloß an dem Geruche die Sache seines Herrn kenne, könnte dann, wenn es von der Luft durchweht wäre, unmöglich unterscheiden, was ihm gehöre. "Was gilt die Wette?" sagte Frohn. "Ich will gleich die Probe machen."

Sie wetteten also miteinander um eine Bouteille Wein. Frohn holte einen Conventionsthaler *) aus

*) Conventionsthaler. Das Wort Conventio bedeutet eine Uebereinkunft, einen Vertrag, eine Verbindung zweier oder mehrerer Personen. Nämlich im Jahr 1763 kamen die teutschen Fürsten überein, daß insgesammt das Geld, welches jeder in Zukunft ausmünzen würde, von einerlei Güte seyn sollte. Es wurde bestimmt, daß 10 solche Thaler, die nachher Conventionsthaler hießen, eine feine Mark Silber, oder 16 Loth enthalten sollten. 10 Stück wiegen aber 20 Loth, folglich dürfen 4 Loth Kupfer darunter seyn. (Kupfer nimmt

aus der Tasche, rieb ihn in der Hand, und legte ihn an einen Busch, wo ihn so leicht niemand sehen konnte, und den sie sich, im Fall, daß die Kunst verunglücken sollte, sehr sorgfältig angemerkt hatten. Sie giengen darauf mit einander fort, und Frohn unterhielt seinen Freund noch eine ganze Zeit von der Geschicklichkeit seines Pudels, der auch mit unter, sie beweisen mußte.

Kaum hatten sie sich etwas entfernt, und sich um eine Ecke des Gebüsches herumgezogen,

M 3 als

nimmt man darum gern unter die Münze, weil das feine Silber sich leicht abreiben, nach und nach leichter werden, und folglich an seinem Werthe verlieren würde. Durch das Kupfer aber wird die Masse härter und haltbarer.

Das Wort Thaler hat seinen Namen von Joachimsthal, einem Städtchen in Böhmen an der erzgebürgischen Grenze, wo zuerst dergleichen Geldstücke geschlagen wurden, die man Joachimsthaler nannte. Nachher, erhielten mehrere Münzen den Namen Thaler, als Laubthaler, Conventionsthaler, Dickthaler, Orthsthaler u. s. w. Uebrigens giebt es wirkliche und eingebildete Münzen. Wirkliche sind die oben genannten Thalerstücke, 4 Groschen, 2 Groschenstücke u. s. w. Eingebildete sind Thaler zu 24 St. (außer im Preussischen giebt es wirkliche 24 Groschenstücke) Meißnische Gülden, Reichsgülden, alte und neue Schock.

als ein Handwerksbursch, von Profession ein Schneider, sich von ohngefähr an dem Gebüsch niedersezte, wo das Geld, das der Pudel apportiren sollte, lag, um da auszuruhen. Er war schon lange gewandert, und hatte noch keine Arbeit erhalten. Sein weniges Geld, das er sich in der Fremde verdient hatte, neigte sich ganz zum Ende; denn das sogenannte Sechsen, oder wie es eigentlich heißen sollte, Betteln, hielt er für sehr schimpflich, so wie es auch wahr ist: denn so viel als ein Bursch zu seinem weitem Fortkommen nöthig hat, kann einer sich doch wohl entübrigen? Die mehresten Sechsenbrüder sind liederliche Leute, die, so lange sie Geld haben, an keine Noth, die sie treffen könnte, denken, und im Wohlstande vergessen, daß auch zuweilen unglückliche Zeiten eintreten.

„Was willst du nun anfangen, sagte er bei sich selbst? dein Geld neigt sich nach und nach zum Ende. Wenn du nun in der nächsten Stadt keine Arbeit erhältst, dann sollst du sechsen gehen? das wäre das erstemal. Wenn du das deinem guten Vater sagen solltest? Hat er dir das Schimpfliche, das Unschickliche nicht oft gezeigt?“ Während dieses Selbstgesprächs fielen seine Augen auf den Conventsthaler. Welch eine Freude war ihm das nicht? „da kannst du, dachte er, doch wohl noch ein wenig damit weiter kommen. Es geht immer besser als man denkt.“

Unterdessen hatte Frohn, da er beinahe zwei Stunden von dem bestimmten Orte mit Mildner sich entfernt hatte, seinen Pudel zurückgeschickt. „Such, Mylord, verlohren.“ Mylord wendete um, mit der Schnauze nach der Erde zu gekehrt, und roch allenthalben, bis er denn endlich an den Busch kam, wo der Schneider lag. Er lief um ihn herum und wollte gar nicht wieder weg. „Et der Henker! sagte der Schneider, das geht ja recht gut. Erst einen Conventioenthaler gefunden, und jetzt dränget sich ein solcher schöner Pudel zu dir! den willst du in der nächsten Stadt verkaufen. Da kannst du wieder ein paar Thaler lösen.“ Er schmeichelte und liebkofete den Pudel, und dieser war auch nicht unfreundlich gegen seine Liebkosungen. Der Pudel gab ihm die Pfote, wartete auf, und schien es recht darauf anzufangen, um den Schneider zu vergnügen.

Nun erhob er sich allmählich von seinem Ruheplätzchen, gieng nach der nächsten Stadt zu, und ohne dem Pudel viel gute Worte zu geben, marschirte dieser neben her. Er langte in der Stadt an und kehrte in einem der besten Gasthäuser ein. Er speisete gut, und ließ sich auch eine Schlafkammer geben: denn du kannst, dachte er, ja wohl bei diesem glücklichen Ohngefähr auch einmal in einem Bette schlafen, nachdem du lange genug mit der Streu hast vorlieb nehmen müssen. Armer

Schneider! hättest du doch nie den Pudel gesehen? Er war sehr müde, legte sich bald zu Bette, und seine Beinkleider neben sich auf den Stuhl.

Unterdessen hoffte Grohn auf seinen Pudel mit vieler Ungeduld, aber dieser war weder zu sehen, noch zu hören. Er gieng zurück, erkundigte sich bei allen, die ihm begegneten, allein er konnte keine Rundschaft von ihm erhalten. Mildner lachte seinen Freund noch aus. Der Abend kam herbei und Mylord blieb aus.

Kaum war der Morgen erwacht, als die Thür des Zimmers, wo der Schneider lag, aufgieng, ohne daß er darüber aufgewacht wäre. Husch hatte der Pudel die Hosen, lief über Hals und Kopf zur Thür hinaus, ohne daß ihn jemand bemerkte. Der Hund marschirte gerade nach seines Herrn Hause zu. Zwei andere Handwerksjursche, die schon früh weiter giengen, erblickten ihn, und nahmen ihm die Hosen ab. Auch hier wollte Mylord nicht von der Hose lassen.

Schon schien die Sonne dem Schneider auf den Kopf, als er erwachte, nach seinen Beinkleidern griff, aber immer vergeblich griff. Weg waren sie, weg der Pudel. Noch konnte er sich nicht finden, und glaubte, er traume. Er rieb sich also erstlich die Augen, und je größer er sie machte, je mehr fand er seine Bemerkung bestätigt, daß Hose und Pudel fort waren. Gott sey bei uns! das war
wohl

wohl gar der Böse, der mich armen Menschen ge-
 äßt hat. Ach ich armer Mensch! Und nun winselte
 er so, daß der Wirth herbei kam, und sich nach der
 Ursache seines Kummers erkundigte. Da erzählte
 er ihm seinen Unfall mit dem Pudel. Es wurde
 alles im Hause untersucht, aber da war kein Pudel
 zu finden. Zu seinem größten Glück traf er eben
 einen mitleidigen Wirth an, der ihm ein paar alte
 Beinkleider schenkte, denn sonst müßte er noch im
 Bette liegen. Er war auch so behülfslich, daß er
 ihn bei einem Meister unterbrachte.

Fritz. Das war recht gut. Es ist doch
 kein Unglück so groß, es ist wieder ein
 Glück dabei.

Nicolaus. Und der Pudel?

Lehma. Frohn verlor die Wette, und
 erst den dritten Tag kam der Pudel zurück.

Ludewig. Wenn aber der arme Pursch
 keine Arbeit erhalten hätte?

Lehma. Dann wäre freilich das Unglück
 groß für ihn gewesen. Unterdessen aber hätten sich
 vielleicht andre Umstände ereignet, die seine Widers-
 wärtigkeit gemildert hätten. Am besten bleibt es aber
 immer, wenn der Mensch, er sey jung oder alt, sich
 vor Unglück zu hüten weiß, und, wenn er es nicht
 hindern kann, die schlechtesten Mittel trift, um es
 wenigstens zu lindern. Wenn der Mensch sich be-
 strebt, immer verständiger zu werden, so wird er

auch nie im Unglück ganz ohne Hülfe seyn. Er wird immer Gelegenheit finden, sich sein Schicksal zu erleichtern. Der liebe Gott sorgt immer für Gelegenheiten, die der Mensch benutzen kann, wenn er will. Ich erinnere euch an die Geschichte Josephs, der im Anfange unglücklich zu seyn schien, und am Ende doch der glücklichste Mann war, so wie er auch zu seinen Brüdern sagte: Ihr dachtet es mit mir böse zu machen, aber Gott hat es mit mir gut gemacht. Wer sich seine Geschichte zum Beispiel nehmen will, muß aber auch so viel Rechtschaffenheit und Frömmigkeit besitzen, wie er besaß.

XXVI.

Eile mit Weile.

Nicolaus Salm war in allen seinen Sachen viel zu hastig und zu rasch. Daher fehlte es auch nicht an manchen unangenehmen Auftritten, die er sich durch seine Eilfertigkeit zuzog. Wenn der Vater ihn wegschickte, so war er immer eher wieder da, als jener vermuthete. Das war sehr schön. Denn diejenigen Menschen, die alles mit einer gewissen Leichtigkeit und Geschwindigkeit verrichten, haben sehr viel vor den Trägen und Langsamen voraus; nur dürfen sie nicht in den Fehler fallen, daß sie das Beste und Eigenthümliche bei der Sache vergessen.

Das

Das war oft der Fall bei ihm. Er war bald wieder da, hatte aber gemeiniglich bei seinen Verrichtungen etwas vergessen, und mußte aus einem Wege zwei machen, wodurch er also nichts gewann.

Unter andern schickte ihn der Vater einmal nach einem Kaufmanne, der mit Porzellaine handelte, um für einen guten Freund ein halb Duzend Teller zu holen. Sie waren in Papier eingepackt. Er nahm sie unter den Arm, kehrte hurtig zurück, und stieß an eine Ecke so derb an, daß, als er nach Hause kam, zwei Teller zerbrochen waren. Da stand er, und konnte kein Wort reden.

Sch habe es dir schon so vielmal gesagt, sagte der Vater, daß du nicht zu eilig und geschwind seyn sollst. Weißt du nicht, daß Eile den Hals bracht? Daß du hurtig und geschwind bist, ist recht schön, nur mußst du dir dabei nicht mehr Schaden zufügen, als du Nutzen hast. Eile mit Weile, das heißt, sey in allen deinen Sachen prompt, aber auch mit Verstand. Wenn eine Sache in Ueberlegung genommen werden kann, so ist es besser, man überdenkt sie genau; betrachtet sie von allen Seiten, und wähle dann die schicklichsten Mittel, um seine Absicht zu erreichen, und dann, wenn man alles genau überlegt hat, gehe man frisch ans Werk.

Dieser Nicolaus war auch bei der Gesellschaft und säubigte gegen die Regeln, die ihm sein Vater

so

so oft gab, auf dieser kleinen Reife vielmals. Die Gesellschaft kam in einen Wald, wo allerhand Sehenswürdiges war. Da fand der eine ein Vogelneſt mit Eiern, die ihm unbekannt waren, ein anderer eine Pflanze, die ihm in ſeinem Herbarium *) fehlte, der dritte einen Baum, den er noch nicht geſehen u. ſ. w. Nicolaus war dabei nicht müßig, und bald hier, bald da. Auf einmal erhob ſich ein entſetzliches Geſchrei. Es war Nicolausens Stimme. Er hatte einen jungen Vogel in einem Buſche bemerkt, und war ſo haſtig darauf zugelaufen, daß er die Zweige, die ihm im Wege ſtanden, gar nicht achtete, und ſich einen Dorn in das Auge ſtach. Das Auge blutete ſehr. Zum Glück hatte es den Sehpunkt nicht getroffen, ſonſt hätte er leicht ums Auge kommen können. Uebrigens mußte er auf der ganzen Reife das Auge mit einem Schnupftuche verbinden, und war bei weitem nicht mehr ſo vergnügt als im Anfange.

Herr Lehma las ihm dieſerhalb noch einmal die Lection, und alle erinnerten ihn an das Sprichwort: Eile mit Weile.

XXVII.

*) Herbarium nennt man eine Sammlung von getrockneten Pflanzen, die man ſich geſammelt und eingelegt hat.

XXVII.

Ochsen muß man schön aus dem Wege gehn.

Ein Schiffskapitain begegnete einem jungen Menschen auf einem Spaziergange am Strande der See. Da sie nun beide aus Versehen auf einander stießen, sagte der Kapitain unwillig: Herr! ich brauche nicht jedem Maulaffen auszuweichen; aber ich wohl, sagte jener, und gieng auf die Seite."

Die Anekdote erzählte Herr Heidenreich seiner Friederike, als sie nach Hause kam, und mit Thränen berichtete, daß sie so eben von einer Weibsperson durch einen Stoß auf die Erde hingeworfen worden wäre, weil sie wider ihren Willen ihren Korb umgestoßen hätte, und wäre noch dazu von ihr vor allen Leuten geschimpft worden.

Liebes Nicken! fuhr der Vater fort, das wirst dir oft in der Welt begegnen, daß du von manchem Groben beleidiget werden wirst; du müßtest aber viel zu thun haben, wenn du jede Grobheit erwidern wolltest. Kennst du Leute, von welchen du so etwas vermuthen kannst, so gehe ihnen aus dem Wege, wie dem Ochsen, der dich leicht stoßen könnte, und denke daran, was du schon vor etlichen Jahren in deinem A. B. C. Büchlein gelesen hast:

Ochsen muß man schön

Aus dem Wege gehn.

Das

Das that Friederichen auch, und ersparte sich dadurch manchen Aerger und Verdruss. Sie wurde doch bei ihrem artigen und sitzamen Betragen von allen denen, die sie kannten, geliebt, ob sie gleich einmal von einem ungezognen Weibe in den Roth geworfen worden war. Niemand sahe es ihr an.

 XXVIII.

 Die Morgenstunde,
 Hat Gold im Munde.

Fritz und Hanschen brachten einstmals dem Lehrer ihre Arbeiten nicht, die er ihnen aufgegeben hatte. Der erste kam mit der Entschuldigung, daß er so lange geschlafen habe. Und du weißt nicht, sagte der Lehrer, daß die Morgenstunde Gold im Munde hat?

Fritz. Das weiß ich gar wohl, erwiederte er, aber ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich des Morgens so matt und träge bin. Das Sprichwort ist gewiß nicht wahr.

Lehrer. Und wenn legst du dich zu Bette?

Fritz. Des Abends nach acht, höchstens um neun Uhr.

Lehrer. Und bist träge? Wenn wachst du denn auf?

Fritz. Früh um fünf Uhr.

Leh.

Lehrer. Stehst du denn da auf?

Fritz. Nein! Ich bleibe bis um sieben Uhr, wohl bis um acht Uhr liegen, und gewöhnlich bin ich müder, als um fünf.

Lehrer. Ganz natürlich. Der Schlaf, statt daß er dich stärken sollte, schwächt dich, weil du ihn übermäßig genießest. Vermuthlich wirst du dann sehr schwitzen?

Fritz. Ganz außerordentlich.

Lehrer. Da haben wir es. Ich will dir den Rath geben: so bald du früh um fünf Uhr erwachst, so springe aus dem Bette heraus, ziehe dich gleich an, kämme und wasche dich, dann gehe an deine Arbeit, und du wirst dann sehen, daß ich dir den besten Rath, den ich dir nur geben konnte, ertheilt habe. Man sagt:

Früh zu Bett und früh wieder auf,
Nacht gesund, und reich im Kauf.

Es ist nicht blos um der Arbeit willen, daß wir die Morgenstunde dazu erwählen, sie ist auch unserer Gesundheit äußerst wohlthätig und vortheilhaft.

Ich war einige Zeit Lehrer auf einem Landgute. Der Besitzer hatte es verpachtet, wohnte aber das selbst. In dem Hause war es nun Mode, daß man vor zwölf Uhr nie zu Bette gieng, hingegen auch vor neun Uhr, selbst im Sommer, nicht aufstand. Alt und Jung war immer krank, und ich besürchtete, daß mein Zögling, ein guter, lieber Knabe, sich

nach

nach und nach auszehren würde. "Wollen Sie, Herr Rath, sagte ich einstmals zu seinem Vater, erlauben, daß ich Ernssten ganz auf meine Stube, und unter meine Aufsicht allein nehmen darf? Ich wette alles, er soll gesund werden." Der Rath nahm meinen Vorschlag an. Ernst mußte im Sommer zwischen acht und neun Uhr, und im Winter punkt achte ins Bette, und im Sommer gleich um fünf Uhr, des Winters um sechse wieder auf. Anfanglich fiel ihm das äußerst schwer, aber er gewöhnte sich bald an diese Ordnung, und wurde der gesündste und blühendste Knabe.

Fritz und Gänschen versprachen das auch zu thun. Sie thaten es, und fanden an sich selbst als Ies das bestätigt, was ihnen der Lehrer gesagt hatte. Sie waren nun gesund, und klagten nie wieder über Mattigkeit und Trägheit. Auch blieben sie niemals dem Lehrer ihre Arbeit schuldig. Ganz gewiß ist das Sprichwort wahr: Die Morgenstunde hat Gold im Munde.

E n d e.

Los Ho



Der Herr ist König

Der Herr ist König

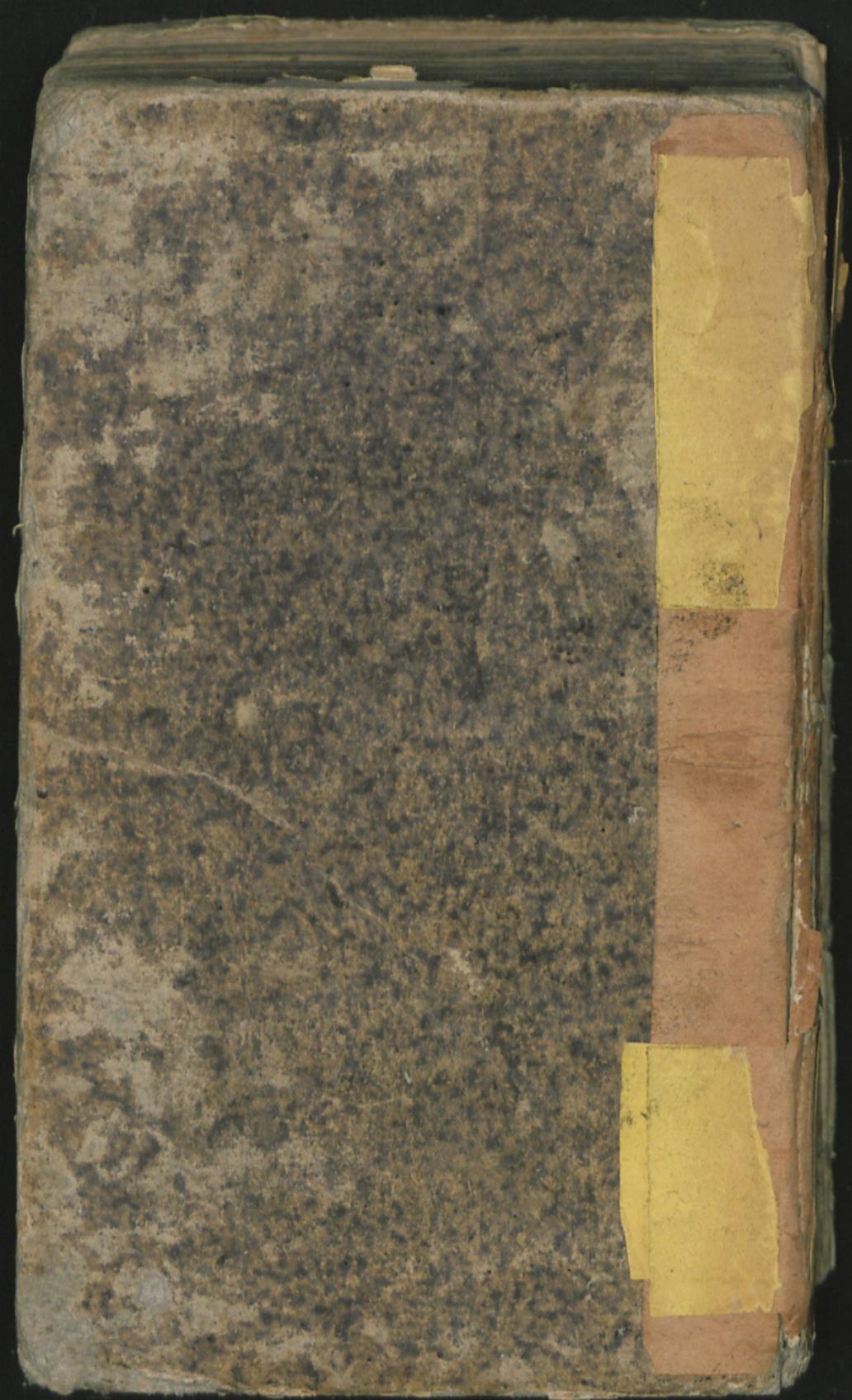
83294

ULB Halle

005 472 431

3





Inches 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 8
Centimetres

B.I.G.

Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

